

VEREIN STIFTSMUSEUM MILLSTATT IN VERBINDUNG MIT DEM
GESCHICHTSVEREIN FÜR KÄRNTEN

S Y M P O S I U M

Zur Geschichte des Benediktinerstiftes Millstatt

Millstatt, Stiftsgebäude 19.-20.6.1981

- | | |
|-------------------|---|
| Alfred OGRIS | Orts- und Flurnamen im Bereich der
Grundherrschaft Millstatt |
| Ingo REIFFENSTEIN | Die Millstätter Handschrift - der-
zeitiger Stand der Forschung |
| Wilhelm WADL | Der selige Domitian von Millstatt -
Legende und Verehrung |
| Janez HÖFLER | Stilgeschichtliche Probleme um den
Meister Friedrich von Villach |

Orts- und Flurnamen im Bereich der Grundherrschaft Millstatt

Von Alfred Ogris

Es wird gewiß nicht oft vorkommen, daß ein Referat über ein mittelalterliches Thema mit dem Zitat eines zeitgenössischen Dichters eingeleitet wird; doch sind die Worte des aus Kärnten gebürtigen Peter Handke so treffend, daß ich sie Ihnen nicht vorenthalten möchte. Er schreibt: "Es ist ja ein fast religiöses Problem beim Schreiben, über Namen, über Ortsnamen zu verfügen." Um wieviel höher ist aber dann die dem Menschen gegebene Möglichkeit zu bewerten, Dinge beim Namen zu nennen und so eine besondere Beziehung zwischen dem Benenner und dem Benannten herzustellen. Von dieser Warte aus betrachtet, ist es nicht mehr verwunderlich, daß das bis zur Landnahme und frühesten Besiedlung eines Gebietes zurückreichende Namengut einen hervorragenden Stellenwert als Quelle für die Siedlungs- und Sozialgeschichte besitzt. Flußnamen etwa gehören zum ältesten Kulturgut, desgleichen Bergnamen, Flurnamen u.dgl. Das Namengut eines Landes ist ein getreues Abbild der Siedlungsgeschichte, und so betrachtet, ist das Namenbild Kärntens geprägt durch ein bereits über ein Jahrtausend währendes Ineinanderwachsen und Nebeneinanderbestehen von deutschem und slowenischem Namengut. Die slowenische Besiedlung Oberkärntens nördlich der Drau gehört bereits seit dem Hochmittelalter der Vergangenheit an. Sie war eine Folge des bis ins Pustertal reichenden westlichen Vorstoßes der Slawen zu Ende des 6. Jhs. Die Kärntner Ortsnamenforscher, insbesondere-

Primus Lessiak und Eberhard Kranzmayer, haben diesen noch heute bestehenden Zeugen der Vergangenheit wie Sagritz, Zirkitzen, Dellach usw. die gebührende Aufmerksamkeit nie versagt und sie immer in die Gesamtbetrachtung der Kärntner Ortsnamenlandschaft einbezogen. Auf slowenischer Seite sei der Historiker Milko Kos genannt, der die slowenische Besiedlung Oberkärntens kritisch untersucht hat.

Wie sensibel der Bereich der Ortsnamenkunde sein kann, zeigte die im letzten Jahrzehnt geführte Diskussion um die zweisprachigen Ortsnamen in Teilen Kärntens. Das Kärntner Landesarchiv ist damals mit aller Deutlichkeit für die Beibehaltung der bodenständigen kärntnerslowenischen Ortsnamen und gegen jede willkürliche Veränderung eingetreten. Dies ist in mancherlei wissenschaftlichen Publikationen festgehalten, und wer heute - wie etwa Theodor Weiter in seinem jüngsten Buch über die Ortstafelkommission - etwas anderes behauptet, stellt die Dinge auf den Kopf. Damals wie heute tritt das Kärntner Landesarchiv für die Erhaltung des historischen, bodenständigen Namengutes als Kulturgut jedweden Volkes ein, gleichgültig, welche Sprache es spricht. Daß diese Namen bis zum heutigen Tage auch in ihrer schriftlichen Fixierung erhalten geblieben sind und in einer Reihe von Urkunden und Urbaren zur Verfügung stehen, das verdanken wir nicht zuletzt auch den funktionierenden Verwaltungen der Grundherrschaften wie z.B. Millstatt, ~~und anderen~~

Nachdem im vorigen Jahr die Gründung Millstatts im Vordergrund stand, weitet sich heuer der Blick bis zum Ende der Benediktinerzeit in Millstatt, also bis 1469. Darüberhinaus habe ich auch noch ein Urbar aus dem Jahre 1520 zu Rate gezogen. Der reiche Streubesitz Millstatts in weiten Teilen des Landes hatte bei dem gestellten Thema zur Folge, daß ich mich praktisch mit der gesamten Ortsnamenkunde Kärntens zu beschäftigen hatte; die Ämter Reichenau, Tweng, Laufenberg, Griffental, Kleinkirchheim, St.Oswald, Kirchheim, Hofamt, Döllach, Öttern, Döbriach, Münchsberg, Buch, Weißensee, Sternberg, Klosteramt, Maria Wörth, Steyrberg, Ossiach, St.Urban und Oberkirchheim zeigen, wie weit verbreitet die Grundherrschaft Millstatt allein in Kärnten war. Das Vorkommen des Taufnamens "Mician" (von Domitian) mit dem Schwerpunkt im Millstätter Bereich läßt sich in ihnen gut verfolgen. Die Besitzungen Millstatts in Salzburg, Osttirol und Friaul bleiben hier außerhalb der Betrachtung.

^{es} Daß ^{gibt} über das Stift Millstatt viele Einzelstudien^t aber noch kein repräsentatives Werk wie etwa über das Stift St.Paul erschienen ist, liegt hauptsächlich in der bedauerlichen Archivsituation begründet. Im Jahre 1913 berichtete Martin Wutte über die seit 1849 verfolgbaren Bemühungen des Geschichtsvereins für Kärnten um das Klosterarchiv. Ankershofen beschrieb die desolaten Zustände, Josef Chmel betrieb die später z.T. tatsächlich erfolgte Abgabe der Archivalien ins Haus-, Hof- und Staatsarchiv nach Wien, ein Teil blieb in Millstatt, und Zwiedineck-Südenhorst stelle^t 1875 fest, daß "bei einem Krämer

in Millstatt alte Akten aus dem Archive verwendet wurden". So darf es uns nicht wundern, wenn in aller Welt - zuletzt in Budapest - immer wieder Millstätter Archivalien auftauchen. Unter diesen Umständen ist es Erika Weinzierl zu danken, daß sie sich in zwei ihrer Arbeiten der Geschichte Millstatts gewidmet hat, wovon jedoch nur eine im Druck erschienen ist. Sowohl das Millstätter Urkundenbuch als auch die von Weinzierl angekündigte Edition der ältesten im Haus-, Hof- und Staatsarchiv befindlichen Millstätter Urbare harren noch der Bearbeitung und Drucklegung. Wie notwendig eine einwandfreie Edition wäre, soll kurz an zwei Beispielen erörtert werden.

Im Jahre 1397 verlieh Graf Friedrich von Ortenburg dem Kloster Millstatt u.a. Fischereirechte im Seegebiet bei Döbriach, außer im Wasser - wie Weinzierl las - Biek sowie den Zug, wo die Biek in den See fällt. Jeder, der mit der Sachlage vertraut ist, weiß, daß es sich hier nur um den Riegerbach handeln kann. Herzuleiten ist er vom slowenischen reka - der Bach, Fluß, mit der üblichen Diphtongierung von e > ie. Die feminine Verwendung hätte schon die richtige Spur zu Riek statt Biek legen müssen. Die tautologische Form Riegerbach ist ein wesentliches Indiz im Sinne der Kranzmayerschen These bezüglich der vorslawischen Bezeichnung *Mils für den Riegenbach, wie er im Bereiche Millstatts heißt. Übrigens scheint 1520 als Lechner des Klosters Millstatt Policarpus Riegker an der Riegken auf.

Im Jahre 1288 stiftete Abt Friedrich von M. u.a. einen Maierhof in "Ottoren", d.i. Öttern. In den MC VI/102 findet sich jedoch die Lesart Occor, die auf einer Abschrift von Jaksch fußt; nur mit dem Unterschied, daß in der Edition das von Jaksch gesetzte Kürzungszeichen weggelassen wurde, also zumindest "Occoren" (mit Ver^{wechslung}~~wechslung~~ von c statt t) zu lesen gewesen wäre. Wie soll man aber ohne Unterlagen zwischen der richtigen Lesart Ottoren und Occor entscheiden können? Und wie soll man mit Formen wie Biek statt Riek und Occor statt Ottoren richtige Etymologien finden!? Dies sind keine Einzelfälle. Deshalb ist zunächst die Forderung nach einer einwandfreien Quellenedition zu erheben, erst dann kann eine seriöse Beschäftigung mit dem Namengut einsetzen. Ich bitte also, meine Ausführungen nur als Arbeitsbericht zu betrachten.

Obwohl keine spektakulären Ergebnisse zu erwarten sind kommt man nicht umhin, mit der Behandlung des Ortsnamens Millstatt zu beginnen. Die ursprünglich als Gegendname verwendete Bezeichnung ist sicher vorslawischen Ursprungs. Unter Einfluß deutscher Lautveränderung wurde *Melissia laut Kranzmayer durch frühahd. Tonerhöhung des e > i zu Mils und bedeutet "Berg- bzw. Leitenbach", zu idg. mel - Berg, Leite. Die Flurnamen "Leiten", "Weinleiten" scheinen noch in der Indikationsskizze des Franziszeischen Katasters auf. Jüngste Versuche, aus Millstatt eine germanische Malstatt (zu *mallobergus) bzw. eine slowenische Gnadenstätte zu konstruieren (zu slow. milost - Gnade) sind aus vielerlei Gründen zum Scheitern verurteilt. Tatsache ist jedoch, daß die in diesem

Raum siedelnden Slawen den Bach einfach "reka" nannten, woraus später, als man das slawische Idiom in dieser Gegend nicht mehr verstand, die tautologische Form Riegenbach bzw. Riegerbach wurde. Das zweite Kompositum -statt bzw. -stad oder -gstad mit anlautendem g- ist zweifelsfrei deutscher Herkunft. Es könnte in der Bedeutung "aufgestautes Wasser" zu verstehen sein; das Aufstauen war, wie Herwig Ebner in der Posch-Festschrift kürzlich für die Steiermark gezeigt hat, ein wesentliches Recht des 13. Jahrhunderts. Geht man von besagtem "Stad-Recht" bzw. "Gestade-Recht" im Sinne von "Staurecht" aus, so könnte mit Millstatt durchaus jenes Gebiet gemeint gewesen sein, wo die Mils aufgestaut wurde. Ich gebe zu, daß dies eine gewagte Hypothese ist, doch eröffnet die Tatsache, daß die Slowenen für den Leitenbach eine eigene slowenische Bezeichnung wählten, für die in diesem Raume früh feststellbare bairische Bevölkerung (Kranzmayer 8. Jahrhundert), durchaus die Möglichkeit, den vor-slawischen Namen Mils mit dem Kompositum -stad zu einem eigenen Namen zu formen. Gänzlich abzulehnen ist die ^{auf Jakob Unrest zurückgehende} Herleitung des Namens von "mille statuae", was schon Hans ~~itz~~ ^{itz} im Jahre 1762 zu der Bemerkung veranlaßte, diese Meinung sei von den Mönchen erfunden worden, die Ähnliches zu allen Zeiten zu tun pflegten. Ebenso wie man Regensburg nicht von "pluvia" ableiten dürfe, "sed ex adsito flumine descenderat", ebenso sei Millstatt nicht von den 1000 Statuen, sondern "ex consideratione molendini, quod trans lacum continentis orae adsitum est, videri sibi locum illum a veteribus incolis (!) das Mühlstadt appellatum" abzuleiten. Diese Verquickung von Volksetymologie und jesuitischer Gelehrsamkeit

ist wegen des Hinweises auf "die alten Einwohner" - heute nennt man das Felddforschung - und das -g- in "-gstadt" interessant. Vielleicht sollte man einmal alle Kärntner -stad bzw. Gestade-Orte einer eingehenden Untersuchung, auch auf ihre Lage am Wasser hin, unterziehen.

Daß Hansi~~4~~z mit den Mönchen so hart ins Gericht ging, hat seinen Grund darin, daß diese die Theorie von den 1000 Säulen zur Stützung ihrer Domitian-Legende brauchten; ich verdanke den Hinweis auf diese Stelle meinem Mitarbeiter Dr. Wadl, der im Zuge seiner Domitian-Forschungen auch auf das von Rieberer verfertigte "Pro memoria de divo Domitiano Carinthiae duce" gestoßen ist. und wo es mit Bezug auf eine Inschrift des Jahres 1580, die 1648 übertüncht wurde, heißt: "Diese Figur zeigt an, wie S.Domician die Abgötter zerbrochen hat". Joseph Wagner meinte zu dieser Frage schon 1845 resignierend: "Da urkundliche Beweise nicht auslangten, nahm man seine Zuflucht zur Wortdeutung, und bald mußte es den Lateinern ein Pantheon von tausend Statuen, den Deutschen der Ort der Mühlen, und den Slawen als eine Zusammensetzung beider herrschenden Sprachen, von dem altslavischen Mill und Statt, so viel heißen, als ein Ort der Gnaden. Wir lassen jeden nach Belieben wählen,..." Eines aber scheint klar zu sein: Mit der Gründung des Klosters setzte die Fixierung des Namens auf einen engeren Bereich ein; in der Besitzbestätigung des Papstes Alexander III. von 1177 ist vom "locus qui Milistat dicitur" und von der "villa que Milstat dicitur" die Rede.

Neben Millstatt findet bereits ^{zwischen} 1065-1075 ein weiterer aussagekräftiger Ortsname seine erste Erwähnung. Der Edle Walther schenkte der Brixner Kirche Besitz "in locis Milistat et Chro^vat", worunter wir das "Grawat" des Jahres 1453 und Krawattn von 1520, heute Kraut, zu verstehen haben. Der Hinweis auf Kroatensiedlungen, die wir ja schon im 10. Jh. mit dem Kroatengau bei St. Veit überliefert haben, erweitert das Spektrum der slawischen Besiedlung in Kärnten und relativiert die Fixierung auf die Slowenen als alleinige slawische Bevölkerung in unserem Lande.

Nachdem bereits die Päpste Calixtus II. 1122, Innozenz II. 1130-1143 und Eugen III. 1146-1153 dem Kloster Millstatt die Besitzungen in allgemeiner Form bestätigt hatten, erfolgte durch Alexander III. 1177 erstmals eine namentliche Aufzählung der Güter, desgleichen 1187 durch Papst Urban III. und 1207 durch Innozenz III. Schwer zu deuten sind davon wegen der offenbar verderbten Schreibweise "Postratingin", das 1207 "Pafratingin" heißt und das wegen der -in Endung noch in die ahd. Zeit reichen dürfte, sowie "Mouzgerepret". "Sirnuwich" wurde als Tschierweg identifiziert und ist nach Kranzmayer aus dem slow. ^včrv - der Wurm erst im 11. Jh. entlehnt worden; in Unterkärnten gibt es mit Tschierberg eine spätere Entsprechung dazu. Kirchheim wird uns noch in anderem Zusammenhang beschäftigen, bei Dobraw, dem heutigen Dobra, fällt der Wegfall des zu erwartenden Nasals auf; die Form paßt in dieser Art eher zum neuslowenischen Dobrava im Sinne von

"Eichen-" bzw. "Sumpfwald". Das "Michelerdombra" von 1321 bildet mit dem 1354 genannten Weniger-Dambra ein Gegensatzpaar (heute Groß- und Klein-Dombra). Daß der Nasal sonst länger erhalten blieb, zeigt ein Beispiel aus dem Jahre 1318: Damals gab Wolfhart von Leubenegg "... auf daz siechaus ein guot daz... an der Lenkk (MC Lonkk) gelegen ist und hayzet an der Komp...". Gemeint ist Laggen bei Kremsbrücken, zu altsl. lo(n)ka - sumpfige Talwiese. Vgl. dazu auch 1410 ein Gut zu "Langk" samt Fischweide.

Interessant sind die vier -dorf Namen der Bestätigungsurkunde. Die -dorf bzw. ves-Namen, in Kärnten mit 10% aller Ortsnamen die stärkste Gruppe, sind in Oberkärnten eher selten vertreten; diese possessiven Komposita reichen schon ins 9.Jh. und damit in die Frühzeit bairischer Kolonisation zurück. -dorf/ves Namen sind Zeugen der gemeinsamen bairisch-slowenischen Siedlungstätigkeit in Kärnten, wobei das Bairische in diesem Fall der gebende Teil war. Sie stellen darüberhinaus eine gut brauchbare Leitform für die Zeit der Großkolonisation, bis etwa 1100, dar. Es verwundert also nicht, daß aus dem engeren und weiteren Bereich der Grundherrschaft Millstatt, wo sich nach Kranzmayer schon sehr früh (8. Jh.) zu den dicht siedelnden Slawen Baiern gesellten, im Jahre 1177 bereits vier -dorf Namen bekannt sind: Laubendorf, Mühldorf. Lamersdorf und Matzelsdorf. Die Etymologie des ersteren ist umstritten, Mühldorf ist jedoch eindeutig von den Mühlen (oder einer) herzuleiten und kann wohl auch indirekt als Beweis dafür gelten, daß das in derselben Urkunde genannte "Milstat" bzw. "Milistat" nicht von den

Mühlen herrührt. "Lomarsdorf" scheint vom slow. Personennamen (Mi)Lom^ǎr zu stammen, ebenso "Dulmatisdorf" von Dolma^ǎč. Ich möchte meinem lieben Freund Winfried Stelzer zuliebe gewiß nicht in ein Wespennest stechen, wenn ich darauf hinweise, daß Kranzmayer die Herleitung vom lateinischen Dalmatius für möglich hält und darüberhinaus meines Erachtens statt dem Personennamen Dolma^ǎč einfach das slowenische to^ǎma^ǎč (mit halbvokalischem *č*) in Frage kommt, was soviel heißt wie der Ausleger, Erklärer, Übersetzer - eben der Dolmetsch. Dulmatisdorf, das noch heute mundartlich Matschdorf heißt, als Dorf des Übersetzers - eine Utopie!?

Die Bildung von Ortsnamen mit einem slowenischen Bestimmungsort und einem deutschen Appellativum findet sich auch in dem bei Sachsenburg gelegenen "Doberochesvelden" von 1177, "Feld des Dobrohota, des Gutwilligen", vielleicht auch des Dobrogod, das zeigt, wie breit das Spektrum der deutsch-slowenischen Berührungsmöglichkeiten ist; es reicht von Entlehnungen, Übersetzungen, Lautsubstitutionen bis eben hin zur phonetischen Übernahme; denn wenn aus Doberochesvelden 1326 ein Dobrechotsveld und später (bis heute) der Ortsname Obergottesfeld daraus wird, dann zeigt dies, daß der Name einfach nicht mehr verstanden und lautlich verändert wurde: aus dobro/gut wurde ober, aus slowenisch hoteti/wollen wurde analog dem Wechsel von h > g Gott. Daß es in Kärnten aber auch andere Varianten gibt, zeigen die Beispiele Drobóllach und Tröpolach mit dem slow. Appellativum -polje = Feld.

Unter den frühesten Besitzungen Millstatts findet sich auch die "curia Eberstein". Kranzmayer leitet ^{Eberstein}wohl irrtümlich und vielleicht beeinflusst von der Bezeichnung svinja für "Sau-Schwein" von einem erschlossenen slow. *svinjec - Eber her. Diese Bezeichnung gibt es aber im Slowenischen nur für die Braunwurz, der Eber heißt merjāsec, kommt also hier nicht in Betracht. Daran ändert auch die Tatsache wenig, daß die nahe gelegene Saualpe, auch Sau genannt, Svinja heißt; denn Kranzmayer führt in seinem Ortsnamenbuch den Ortsnamen Eberstein auf ein konstruiertes *svinjec - Eber zurück (S.59), meint aber auf S.195, "an sl. svin-Eber ist aus lautlichen und aus sachlichen Gründen nicht zu denken". Das Unbehagen ist deutlich spürbar. Vielleicht ist doch das slowenische svî[^]nec für Blei, das auch in dem Ortsnamen Windisch Bleiberg (alt Svî[^]ncana gora) zum Tragen kommt, heranzuziehen. Die slowenische Ortsnamenforschung hat einen diesbezüglichen Versuch bereits unternommen. Die historische Forschung kann sachlich dazu ebenfalls einen Beitrag leisten, denn H.Wießner meint in seiner Bergbaugeschichte, der Silber- und Bleierzschürfe gebe es auf der Saualpe so viele, daß man sie nicht aufzählen könne.

Die Erwähnung des Ortsnamens Puch (bei Gmünd) 1177 und die Mitteilung des Gmündner Bürgers Albrecht Heutnicht (nicht Heitricht, wie in den MC zu lesen), er habe 1334 von Millstatt u.a. die "peunten pei Gemünde ... unter dem Bukkanik" erhalten, gibt Gelegenheit, kurz auf diesen deutschen Orts- bzw. slowenischen

Flurnamen einzugehen. Die Herleitung von "Buche" ist unumstritten, es ist also der Bukovnik der Buchenwald bzw. Buchwalder, also einer, der in der Nähe von Buchen wohnt. Da dieses Wort kultur- geschichtlich für unser Land sehr bedeutsam ist, sei es gestattet, etwas weiter auszuholen: Der Begriff "bukovnik" wird in der slowenischen Literaturgeschichte für jene einfachen, zumeist aus dem Bauernstande stammenden Menschen angewendet, die sich vor der Einrichtung der Volksschulen auf Bücher ("bukve") verstanden haben, also Autodidakten waren. Buch - slowenisch-mundartlich bukve ist schon bei Megiser 1592 belegt und entspricht dem gotischen Wort books - Buch; dazu gehört gotisch bookareis - Schriftgelehrter. Das Wort "bukve" wird noch heute in den Kärntner slowenischen Mundarten allseits dem schriftslowenischen Wort "knjiga" vorgezogen. Der Familienname "Bukovnik" (= "Buchwalder, Pucher") ist ebenfalls noch erhalten. Der Topos des Lesens Kundigen kommt natürlich auch in der deutschen Literatur des Mittelalters vor; ich erinnere nur an Hartmann von Aue: "Ein ritter sô gelêret was, daz er an den buochen las....".

Die Herleitung von Döbriach (1177 Tibria) vom femininen deber, debri - die Talschlucht scheint klar zu sein. "Legnemholz", heute Lengholz, kann auf Grund von Parallelbeispielen aus Kärnten (etwa Lendorf bei Klagenfurt und Längdorf bei St. Jakob i.R.) als der "lange Wald" gelten; der Umlaut, von dem noch zu sprechen sein wird, geht bei masculinen und neutren Wörtern auf -in bereits in ahd. Zeit zurück.

Interessant ist die frühe Erwähnung des Berges "Fratres" 1177. Kranzmayer leitet die Bezeichnung von einer durch Lautsubstitutionen von b > f entstandenen Form aus dem slow. brat - der Bruder her. Gerade bei diesem Namen ist auch der historische Aspekt zu berücksichtigen. Der Fratres war von Anfang an bevorzugtes Besitzgebiet der Millstätter "Brüder", er wird schon 1177 und 1187 erwähnt, 1282 ist von einem Mansus "in colle Fratres" (also Singular!) die Rede, im selben Jahr wird die Lage eines Mansus als "in minore colle Fratres" bezeichnet, was zu Vermutungen geführt hat, es könnten mit "Fratres" zwei Berge nebeneinander gemeint sein. 1286 heißt es jedoch wieder einfach "in monte Fratres", 1291 liegen zwei Mansen "in monte Fratres in angulo". Meines Erachtens ist zu überlegen, ob dieser Berg nicht einfach seinen Namen durch die Tatsache erhalten hat, daß die Millstätter Mönche sprich Brüder - fratres dort dominierend als Besitzer in Erscheinung traten; und obwohl Hansiz für die Mönche, wie wir gehört haben, scheltende Worte wegen deren Hang zu Volksetymologien fand, zitiere ich dennoch die von den Jesuiten um 1600 verwendete Formulierung; danach habe Abt Friedrich von Millstatt im Jahre 1288 "den Brüdern" u.a. eine Schafstallung "in Bruderberg" und eine Hube auf dem "kleinen Pichl am Prudersperg" geschaffen. Daß eine derartige Bezeichnung nichts Außergewöhnliches wäre, zeigt die Bezeichnung des nahe gelegenen Insberges 1567 als "Munichsperg" und der etwas weiter weg gelegene Pfaffenberg bei Obervellach.

Mönchsdörfer und nach Mönchen benannte Städte gibt es ebenfalls sehr zahlreich, denken wir etwa nur an München, Mönchengladbach, 1520 gehört Tiburz zu Minichdorf im Griffnertal (= Deutsch Griffen) zum Millstätter Besitz.

Eine chronologische Bearbeitung der sich durch ständige Besitzvermehrung erweiternden Grundherrschaft Millstatt erscheint wenig sinnvoll; deshalb sollen einige Namen im Sinne der Gruppenforschung vorgeführt werden.

Recht zahlreich sind die von Personennamen herzuleitenden Ortsnamen. Bereits in der Besitzbestätigungsurkunde scheint die "villa Ratehtin" (Radentheine) auf, die als villa des Radeta gedeutet wird. In Techendorf am Weißensee stiftete Abt Rudolf 1274 ein Lehen; Techendorf wird vom slow. Sve(Teha) oder (Ra-)Deha hergeleitet. Deutschen Ursprungs sind dagegen: Litzldorf bei Fresnitz, wo 1272 dem Kloster Millstatt ein Mansus verpfändet wurde, weil die Tochter des Spenders, Isolde, in das Millstätter Frauenkloster eingetreten war; der Ort hieß damals Lutzelynesdorf, 1322 Lützel^esdorf, als Dorf des Lutzili[^] (zu mhd. lützel - klein). Inzmannsdorf bei Grafenstein, 1282 erwähnt, urkundlich auch Münzendorf genannt (aus: im Inzmannsdorf) ist das Dorf Ingobrechts. (Koseform Inzo und Inzmann). Der Name der "villa Saepel", ebenfalls eines alten Millstätter Besitzes, könnte auf einen ahd. Segi(n)palt zurückgehen. Im Jahre 1410 kaufte Millstatt "in Corestorff" ein Eigengut; darunter ist

wohl Karlsdorf bei Lieserhofen zu verstehen, das zwischen 1085 und 1090 Khadoltesdorf, Dorf des Kadololt, heißt. Übrigens erhielt Millstatt 1274 die Vogtei über fünf Huben, wovon eine "in Chadoltsdorf" lag.

Hinweise auf Rodungstätigkeit sind da und dort zu finden. So ist 1329 vom neuen "gerewt ze Chirchaim" die Rede, 1332 erhält Millstatt eine Hube "zu Pleznitz im ort", das ist Pleßnitz bei Kremsbrücken, zu slow. pleš^v(iv)nica - kahle Gegend. Noch deutlicher ist ein Hinweis von 1520 aus dem Amt Reichenau, wo von einer Öden am Pranndt die Rede ist; desgleichen wird Urban im Raut erwähnt. 1408 verkauft Millstatt ein Gut "in der Lasach" (zu slow. laz-Rodung), (ev. bei Obervellach). Auch die Verleihung eines 1447 erwähnten Weingartens, genannt der "Neusez", ist in diesem Zusammenhang interessant.

Angesichts der von Kranzmayer betonten Tatsache, daß im Altsiedelgebiet der Millstätter Gegend die Slowenen besonders dicht siedelten, ist es natürlich reizvoll und wichtig, die deutsch-slowenischen Berührungszonen bei den Orts- und Flurnamen besonders hervorzuheben. Sie sind stille Zeugen eines friedlichen Nebeneinanders und gegenseitigen Einflusses.

An erster Stelle stehen die von Primus Lessiak erstmals im Jahre 1903 am deutsch-slowenischen Namengut Kärntens - es ging damals um die Mundart in Pernegg - erprobten Lautsubstitutionsgesetze.

Sowohl für den Historiker als auch den Linguisten reizvoll sind die bereits von Jaksch und Lessiak entdeckten sogenannten Doppelnamen. Im Bereich der Grundherrschaft Millstatt fällt dies besonders bei Groß- und Kleinkirchheim auf. Schon 1280 verzichtete Berthold Tsuogay zugunsten Millstatts auf die Vogtei eines Mansus "in valle Saegritz in loco qui dicitur Cirkenitz"; ebenso gibt es bei Kleinkirchheim ein Zirkitzen; beides geht auf das slow. cerkev - Kirche zurück. Unter den Flurnamen finden sich häufig Bezeichnungen wie "unter der Brezzen" (1339) "auf dem Bries" (1423) und "in dem Pirkach" (1429), die sich zu slow. breza - Birke stellen. Solche Doppelnamen sind besonders wichtig für das durch Abhängigkeiten gekennzeichnete Verhältnis zwischen Orts- und Flurnamen einerseits und Familien- bzw. Vulgarnamen andererseits. Dazu ein Beispiel aus der Gegend des Wörthersees. Seit 1291 haben wir von Besitzungen Millstatts in "Zauch" (= Zauchen) sw. von Maria Wörth Kunde. Da wir wissen, daß diesem Ortsnamen ein slow. suha - trocken zugrundeliegt, darf uns der 1520 überlieferte Jory Sussitz an der Zauchen, der einen Zehent innehatte, nicht verwundern. Sussitz bzw. Sušic geht auf die im Rosentaler Slowenischen übliche Palatalisierung des h zu š vor i zurück. Dagegen hat 1520 im Hofamt zu Millstatt Hänsel Zaucher ein Gut an der Zauch inne. Zaucher und Sussitz sind zweifellos ^{Herkunftsnamen} ~~Wohnplatznamen~~, die auf verschiedene Entwicklungsstufen hinweisen. Diese Einheitlichkeit in der Namengebung gehört zum Kolorit einer Landschaft und muß erhalten bleiben.

Ein Übersetzungsname tritt uns mit dem 1415 überlieferten "Chrotendorf pey sand Jorgen den frauenkloster unter Tockenprünne" entgegen, wo Millstatt ebenfalls Besitz hatte. Der Ort heißt 1087 Zabanisdorf, 1254 Sabawesdorf und geht, wie z.B. auch Saifnitz/^vZabnice im Kanaltal, auf slow. ^vžaba - die Kröte zurück. Der Einfluß des deutschen Lautwandels auf das Slowenische in Kärnten, der sehr früh einsetzte, ist wichtig und wurde bisher zu wenig beachtet. Das mag damit zusammenhängen, daß diese Jahrhunderte währende Entwicklung zu gewissen Eigenformen des Kärntner Slowenischen geführt hat, die von manchen Kreisen mißtrauisch betrachtet werden. Die deutschen Lehnwörter im Slowenischen wurden von Striedter-Temps untersucht, von den Einflüssen des Lautwandels nenne ich zwei, den Umlaut und die Diphthongierung. Beide kann man in jenen umgelauteten Ortsnamenformen finden, die eindeutig slowenischen Ursprungs sind. Als brauchbares Datierungsmittel dienen sie ab jenem Zeitpunkt, zu dem sie bereits in deutscher Form gebraucht wurden. Das ist für das 13. Jahrhundert nachweisbar. Als Beispiel nenne ich etwa 1286 den von Hugo von Himmelberg an Millstatt geschenkten Mansus in "villa Dölach", das auf ein slow. "v doljah" (bei denen im Tal) zurückgeht; die nichtumgelautete Form heißt Duel, Dullach usw. Dulmatisdorf bzw. Matzelsdorf heißt 1317 Mezzleinsdorf, G^eöritsach von 1299 wird mit Görtschach gleichzusetzen sein, und 1448 erhält Millstatt zwei Güter "an der Sl^eätein", das ist Zlätting, das sich vom slow. slatina - Sauerbrunn herleitet. Im Jahre 1286 wird dem Kloster Millstatt auf dem Berge Fratres eine Schafschwaige "in loco qui vulgariter dicitur Zmolin"

gewidmet, eine Bezeichnung, die später über die umgelautete Form Zmöln zu dem im Spittaler Bereich verbreiteten Familiennamen Zmölnig geführt hat (zu smolin - Pechstein, smolina - Pechgend). Sagritz im Mölltal schließlich heißt 1280 "Saegritz" (aus Zagorica), während 1216 noch die nicht umgelautete Form "Sâgorisach" aufscheint. Nach deutschem Lautgesetz diphtongiert wurde etwa die Form Weisach (aus slow. ^{av}visah - bei denen auf der Höhe) im Gericht Greifenburg, wo König Heinrich von Böhmen 1314 Millstatt einen Jahrtag aus der Vogtei einer dortigen Hube stiftete. Manches, was dem Betrachter schwer zu deuten scheint, löst sich auf dem Umweg über das Slowenische von selbst. So etwa der Flurname "an der Rawn" (1415) zu slow. ravna - die Ebene, der zahllose deutsche Entsprechungen hat, oder wenn 1287 ein in den bisherigen Editionen nicht identifiziertes "feudum iuxta lacum in monte qui dicitur Stermitz" ganz zwanglos mit dem Sternberg, slow. Strmec, am Wörthersee gefunden wird, wo Millstatt alten Besitz hatte. Der deutsch aussehende "Glantz" von 1269 (sö. von Millstatt) weist auf ein slow. klanec - der Hohlweg, bergaufführende Straße, wovon der ^{Familien}~~Flur~~name Quantschnig stammt; eine Wiese im Döbriacher Feld, die 1520 "in der Pastey" heißt, wird man über das slow. pasti - weiden unschwer als Halt erkennen können. Mert an der Tsgurn kann nur ein hochgelegener Bauer sein, weil "tsgurn" von slow. zgornji - der obere abzuleiten ist.

Für den Historiker hat die Namenkunde freilich auch die Funktion einer Hilfswissenschaft, gibt sie ihm doch durch die Erhaltung, alter Namen Einblick in frühere Verhältnisse. Wenn z.B. im

Amte Reichenau ein Millstätter Häusl "an der Töplizen ob sand Margrethen" erwähnt wird (1520) - die Töplitz ist seit 1340 überliefert - so ist dies ein deutlicher Hinweis auf eine warme Quelle, auch wenn sie heute nicht mehr besteht; zu slow. toplica - warmes Wasser, Therme, mit Umlaut! Eine Hube im selben Amt, die "an der Grafschaft" heißt, womit wohl Ortenburg gemeint ist, ist ebenso von Interesse wie der Hinweis aus St. Peter in Tweng 1520, daß Merth Müller keine Mühle habe; sie wurde "von dem Türggen verprennt und ist jez öd". Bezeichnungen wie Peter Bistumber beim unteren See oder Peter Lehner, beide im Hofamt Millstatt (1520), sind ebenso zu beachten wie die Lechnerschaft in Millstatt, die noch im Franziszeischen Kataster aufscheint und heute zu einer Ortschaftsfraktion geworden ist.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Orts- und Flurnamen der Grundherrschaft Millstatt keinen eigenen, streng abgegrenzten Bereich bilden, sondern daß sie durch die Zerstreutheit des Millstätter Besitzes über weite Teile Kärntens eingebunden sind in die Namenlandschaft Kärntens. Die Nähe des Oberkärntner Raumes zu Tirol hat in der Mundart deutliche Spuren hinterlassen, die natürlich auch in Flurbezeichnungen ihren Niederschlag finden. Das Zurückweichen des Slowenischen aus diesem Gebiet sowie das Festhalten der einheimischen Bevölkerung an den alten Namen slowenischer Prägung in deutscher Form sind Zeugen einer friedlichen Entwicklung im Lande. Es ist zu hoffen, daß die angekündigten Quelleneditionen, Urbare und das Millstätter Urkundenbuch, bald realisiert werden, damit die Beschäftigung mit dem Namengut der Millstätter Grundherrschaft auf gesichertem Boden einsetzen kann.

DIE MILLSTÄTTER HANDSCHRIFT

Derzeitiger Stand der Forschung

Nach tastenden, teils stümperhaften, teils großartigen, immer aber diskontinuierlichen Anfängen der althochdeutschen Periode vom 8. - 11. Jahrhundert liegt der eigentliche Beginn einer volkssprachlichen Literatur in deutscher Sprache in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts. Wie bei den Texten der vorausgegangenen zweieinhalb Jahrhunderten handelt es sich zunächst, für rund 100 Jahre, immer noch ausschließlich um geistliche Dichtungen. Während die althochdeutsche geistliche Dichtung und Gebrauchsprosa eher überwiegend monastisch geprägt war, tritt die neue frühmittelhochdeutsche geistliche Dichtung in ein neues Verhältnis zur Welt und zum Laien. Trotz den vorhandenen thematischen Übereinstimmungen aller geistlichen Dichtung - Bibel, Ermahnung, Erbauung, Buße und Beichte usw.- werden in diesem Jahrhundert doch auch die Voraussetzungen gelegt für Entstehung und Aufblühen weltlicher volkssprachlicher Dichtung in und seit der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Zu den Überlieferungsmäßigen Besonderheiten der frühmittelhochdeutschen geistlichen Dichtung gehört es, daß sie uns zu einem großen Teil in einigen Sammelhandschriften erhalten ist, unter denen drei berühmten Codices aus dem Raum der Salzburger Diözese - wahrscheinlich aus Kärnten und/oder der Steiermark - der erste Platz zukommt: nach ihrer heutigen Aufbewahrung eine Wiener, eine Klagenfurter und eine Vorauer Handschrift, entstanden in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bzw. um 1200 bzw. am Ende des 12. Jahrhunderts. Die Klagenfurter Handschrift wird üblicherweise als Millstätter Handschrift bezeichnet. Ihr gilt unser Interesse.

Die Handschrift trägt einen (auf dem Faksimile kaum mehr erkennbaren) Besitzeintrag der Millstätter Jesuiten aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Residentiae Societatis Jesu Millestadini scriptus, 1r oben). Bei der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 dürfte die Handschrift in die Klagenfurter Lycealbibliothek und dann in private Hände gekommen sein. 1845 hat sie der Kärntner Landeshistoriker Gottlieb Freiherr von Ankershofen für den "Geschichtsverein für Kärnten" erworben und damit der deutschen Philologie wie der Kulturgeschichte Kärntens einen kostbaren Schatz gerettet.

Die Handschrift umfaßt 167 Pergamentblätter in Kleinoktav (21 Quaternionen), das Schlußblatt der 21. Lage und wohl auch eine weitere Lage sind verloren. Zustand vor allem der letzten 25 - 35 Seiten ist z.T. sehr schlecht (Wasser, Mäuse- und Wurmfraß, incl. Textverlust). Vgl. das Faksimile. Von einem einzigen Schreiber geschrieben, eine

fache rote Initialen, im Genesistext rote Kapitelüberschriften. Der wichtigste Schmuck sind einfache, ungerahmte farbige Federzeichnungen in den ersten beiden Texten (Blatt 3 - 100 insgesamt 119 Zeichnungen).

I n h a l t :

- 1r - 84v Genesis (Schöpfung bis Josephs Tod = Vulgata Genesis)
84v - 101r Physiologus ("Zoologie" mit christlichen Allegoresen in Reimpaaren)
101v leer
102r - 135r Exodus (Rettung aus der ägyptischen Knechtschaft - Zug durch das Rote Meer = Vulgata Ex 1 - 15)
135v - 142r Vom Recht
142r - 154v Hochzeit predigtartige Ermahnungen mit "allegorisierten" Realbezügen
154v - 164v Millstätter Sündenklage (3 teilige Beichte)
164v - 167v Paternoster - Auslegung (Allegorese der 7 - Zahl)
167v (-ca 173) Himmlisches Jerusalem (Architektur-Allegorie der Jerusalem - Vision der Apokalypse des Johannes).

Der Inhalt der Handschrift steht in engster Beziehung zu der etwas älteren Wiener Handschrift (ÖNB 2721). Diese Handschrift enthält Genesis, Physiologus (Prosa) und weniger als die Hälfte der Exodus. Genesis und Physiologus gehören wie in der Millstätter Handschrift enger zusammen, mit Exodus beginnt eine neue Lagenzählung. Die Wiener Handschrift enthält die erste Zeichnung gemeinsam wie M, sonst aber finden sich ausgesparte Bildräume in Genesis und Physiologus, deren Situierung in völliger Übereinstimmung mit M steht. Dazu kommen sechs statische Bildseiten am Anfang. W kann jedoch aus textlichen Gründen und wegen der fehlenden Bilder nicht als Vorlage für M gedient haben, sondern beide gehen auf eine gemeinsame Vorlage zurück.

Die große Vorauer Sammelhandschrift (die umfangreichste Sammlung mittelhochdeutscher Dichtung überhaupt!) steht weiter ab, zeigt aber in der prinzipiellen Anlage Gemeinsamkeiten, die nicht zufällig sein können (AT - moralisch-belehrende Gedichte - NT (Ava) - Sündenklage - Siebenzahl - Himmlisches Jerusalem, gerahmt durch Kaiserchronik - Gesta Frederici (Barbarossa, lateinisch), in der Mitte Lamprechts Alexander.

Die in Millstatt zunächst interessierende Frage lautet: Wo ist die Millstätter Handschrift entstanden? Die Besitzeintragung "Millstatt" besagt zunächst natürlich nur, daß die Handschrift Anfang des 17. Jahrhunderts dort war - nicht aber, wie lange vorher schon und ob sie gar dort entstanden ist. Da äußere Daten (Schreiber, Auftraggeber u.ä.) fehlen, sind wir allein auf die Interpretation der Handschrift angewiesen. Folgende Kriterien sind zu befragen:

1. Sprache (Dialekt) der Handschrift, d.h. des Schreibers
2. Paläographische Lokalisierung der Schrift
3. Kunstgeschichtliche Einordnung der Bilder

1. Was die Sprache des Schreibers betrifft, so ist diese eindeutig bayrisch - österreichisch, eine genauere Lokalisierung ist wie in der Regel unmöglich. Einige Kriterien sprechen eher für österreichische, vielleicht sogar südbairische Herkunft (Steiermark, Kärnten, Tirol): Diphthonge ū zu ö (öz, öf, höse, tröschint (66v), k zu ch (aber nicht f zu ei (bzw. sehr selten), ei zu ai).

Der Dialekt der Texte selbst ist auch unsicher bestimmbar, immerhin enthalten aber einige (Physiologus, Recht - Hochzeit, Sündenklage) Spuren des Schwäbisch - Allemannischen. Für Genesis kann aufgrund von Reimen ein mittelfränkisches Original postuliert werden (Henschel), aber das gibt die Reimpraxis des 11. Jahrhunderts nicht her. Für die Entstehung der Handschrift ist dies aber ohnehin irrelevant.

2. Zur Paläographie der Schrift ist zu sagen, daß diese kaum eine genauere Datierung, etwa auf Jahrzehnte, zuläßt, was allgemein für das Hoch- und Spätmittelalter Geltung hat. Hinsichtlich einer Lokalisierung versagt sie in der Regel ganz. Gerade bei Einzelhandschriften ist von der Paläographie keine Hilfe zu erwarten. Es würde sich die Aufgabe stellen, Schriftvergleiche mit gesicherten Millstätter Handschriften der Zeit um 1200 anzustellen.

Die beiden ungewöhnlich umfangreichen Bilderzyklen zu Genesis und Physiologus waren vor ca 20 Jahren Gegenstand einer lebhaften Diskussion, die zu einer gewissen Klärung geführt hat. Die kunsthistorische Einordnung jener 119 Federzeichnungen stellte den Ausgangs- und Angelpunkt für die Regensburg - Hypothese Hermann Menhardts dar (mehrere Aufsätze zu M / W sowie V aus den Jahren 1954 - 1959). Menhardt sieht in den Bildern ein Werk der Regensburg - Prüfeninger Malschule und in den drei Sammelhandschriften Erzeugnisse des kulturpolitischen Wollens Heinrich des Löwen um ca. 1170 / 80. Ikonographisch sieht Menhardt die Bilder von M einerseits abhängig von byzantinischen Oktateuch - Illuminierungen (für Genesis), andererseits von einer französischen Handschrift der sogenannten Dicta Chrysostomi (eine lateinische Physiologus - Fassung). Beide Vorlagen seien in Regensburg entstanden.

Die Münchner Kunsthistorikerin und Germanistin Hella Voss (Schülerin von Sedlmayr und Kuhn) hat in einer sorgfältigen Detailuntersuchung Menhardts Thesen abgelehnt. Das Schweigen der Kunsthistoriker dazu kann als Zustimmung gedeutet werden.

Fazit ihrer Untersuchung ist: Die Bilder gehören in den Ausstrahlungs-

bereich der Salzburger Malschule des 12. Jahrhunderts, deren Ableger übrigens auch in der Regensburg-Prüfeninger Malschule zu finden sind. Die mäßige Qualität spricht eher für die Provinz als für das Zentrum in Salzburg. Thematische und stilistische Entsprechungen finden sich in Fresken von Kärntner und Osttiroler Kirchen, wie St. Nikolaus in Matrei, Gurk u.a. Diese Überlegungen bestimmten Voss, die Handschrift M nach Kärnten zu lokalisieren. Wichtig ist ihr Hinweis auf das Reuner Musterbuch (ÖNB 507) aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, dessen Physiologusbilder Menhardt als aus Frankreich stammend vermutet. Die Bilder von M sprechen für spätere Datierung, um 1200 - 1210. Kritisch wäre zu diesen Annahmen zu sagen, daß die Argumente gegen Regensburg überzeugend sind, auch die Argumente für eine Zugehörigkeit zur Salzburger Schule. Wegen des Qualitätsabfalles gegenüber Werken der Hochkunst aber wohl schon weniger deutlich eine Zuordnung möglich. Alles Weitere scheint aber unsicher zu sein.

Zusammenfassung zu Lokalisierung und Datierung: Menhardts Regensburg-These ist zweifellos in ihrer Geschlossenheit faszinierend. Das von Menhardt entworfene Bild welfischer Aktivitäten in Regensburg würde auch gut in unsere sonstige Vorstellungen von deutscher Literatur im 12. Jahrhundert hineinpassen (in Regensburg dürften entstanden sein: Kaiserchronik, Annelied, Rolandslied, König Lothar, Herzog Ernst). Aber: so wenig deutlich auch W / M lokalisierbar sind, so spricht doch nichts für Regensburg. Und gar bei V spricht alles dafür, daß diese Handschrift in Voraus selbst entstanden und von Anfang an dort gelegen ist. Die Germanistik hat denn auch Menhardts These einhellig nicht akzeptiert. Was sich dann aber positiv zur Lokalisierung sagen läßt, ist freilich wieder im Grunde so unbestimmt und offen wie seit 100 Jahren: Die Handschrift M ist eher auf dem Gebiet des heutigen Österreich entstanden als in Bayern (Mundart!). Die Mundart widerspricht auch nicht einer Lokalisierung südlich der Alpen (Kärnten / Steiermark). Die Bilder gehören in den Bereich der späten Salzburger Malschule; ihr künstlerisches Niveau passt besser in die Provinz als in das Kunstzentrum. Dem entspricht übrigens auch der um 1200 ausgesprochen altmodische, provinzielle literarische Charakter der Texte, was freilich im literarisch sonst stummen Salzburg meines Erachtens auch denkbar wäre.

Wahrscheinlich ist M in einem Kloster geschrieben worden; dafür spricht vor allem, daß mehrere Illuminationen von verschiedenen Händen stammen. Hella Voss verweist besonders auf die 10. Lage Blatt 73 - 80. Alles weitere ist Spekulation. Niemand wäre vermutlich auf Millstatt verfallen, wenn es nicht den Besitzeintrag aus dem 17. Jahrhundert gäbe, aber den gibt es eben. Zur Unterstützung kann man auf die deutsche Psal-

men -Interlinearversion um 1200 (ÖNB 2682) verweisen, bei der allerdings die Millstätter Besitzeintragung ausradiert wurde. Seit 1764 ist diese Handschrift in der Grazer Jesuitenbibliothek nachweisbar, wobei die Millstätter Herkunft natürlich genau so unsicher ist. Um eine größere Klarheit gewinnen zu können, müßte man den gesamten ehemaligen Bestand der Millstätter Bibliothek rekonstruieren. Wenn man sich sonst umsieht, könnte man (ebenso?) an Gurk oder (vielleicht besonders) an Seckau denken. Die Grazer Universitäts-Bibliothek besitzt mehrere Seckauer Codices, die auch frühmittelhochdeutsche Texte enthalten, zum Teil auch mit Federzeichnungen; wahrscheinlich gehören auch Texte, die gewöhnlich St.Lambrecht zugeordnet werden, nach Seckau. Seckau stand auch liturgisch in besonders enger Beziehung zu Salzburg (vgl. Lipphardt über das deutsche Osterlied "Christ ist erstanden"). Auch an das Zisterzienserstift Rein (Reun) bei Graz könnte man denken und an viele andere. Alle diese Möglichkeiten sind auch für die Lokalisierung der Handschrift W gegeben, wo uns nicht einmal eine späte Besitzeintragung hilft (oder fixiert); die Qualität der wenigen Zeichnungen von W würde sich übrigens sicher auch mit einer Entstehung in Salzburg vertragen.

Das Ergebnis bleibt daher unsicher, aber gerade deshalb kann man ruhig bei einer Lokalisierung nach Millstatt bleiben, nichts spricht dagegen, ~~daß~~

Sicherer scheint mir die Datierung: zweifellos ist M jünger als W. Menhardt wollte aber zuletzt den zeitlichen Abstand sehr einschränken und setzte W für die Zeit um 1175 und M für 1180 an. Dagegen wandte sich entschieden H.Voss, die festhielt, daß die Zeichnungen kaum um 1180, eher um 1200 oder gar 1210 zu datieren seien. Die Schrift stimmt dazu meines Ermessens gut: während W (und V) eindeutig Schriften des 12.Jhts zeigen, würde ich M eher nach 1200 datieren als vor 1200. Dafür spricht der Gesamtcharakter und es gibt keine h-förmige z). Der Gesamtcharakter entspricht den frühen literarischen Handschriften des 13.Jhts.(Iwein, Straßburg?).

Zu den drei als Überlieferungstyp einzigartigen Handschriften stellt sich die Frage, ob die Textzusammenstellung einem bestimmten Konzept entspricht oder ob sie, wie in den meisten Sammelhandschriften lediglich additiv ist, d.h. ob den Handschriften ein Programm zugrundeliegt oder nicht. Die Frage hat vor allem insistierend Hugo Kuhn gestellt und bejaht. Alfred Kracher hat sie im Kommentarheft der Grazer Faksimile-Ausgabe ausdrücklich verneint. Die Planlosigkeit gehe, meint er, allein schon aus der sinnlosen und störenden Zerreißung der beiden biblischen Bücher (Genesis und Exodus) durch den Physiologus, eine "mittelalterliche Zoologie" hervor. Ich glaube, daß Kracher Unrecht hat.

Es empfiehlt sich, nicht bei der ältesten, sondern bei der umfangreichsten Sammlung anzusetzen, bei V. Daß dieser Handschrift jedenfalls in den großen

Zügen ein deutlich erkennbarer Plan zugrundeliegt, wird sich schwer bestreiten lassen. Das Gerüst bildet die biblische Geschichte von der Schöpfung, der Urgeschichte des auserwählten Volkes und seiner Errettung bis zum Segen des Bileam sowie einzelner Episoden des AT (Judith), und des Lebens Jesu. Dieser Streifzug schließt mit der Vision des Himmlischen Jerusalem aus der Johannes-Apokalypse. Die Geschichte des AT und des NT wird teils durch typologische Ausdeutung, teils durch Bezüge auf die Gegenwart von Dichter und Publikum als Heilsgeschichte des Menschen verstehbar gemacht. Diesem Zweck dienen auch die belehrenden und moralisch ermahnenden kleinen Gedichte, die je auf die erzählenden Teile der Moses - Bücher und des Lebens Jesu folgen. Eine hymnische Summe der Heilsgeschichte bietet das Ezzolied. Das soweit hergestellte Programm läßt sich mit dem (bebilderten!) Typ der Bible moralisée vergleichen. Gewissermaßen auf einer zweiten Ebene ist diesem heilsgeschichtlichen Programm die Weltgeschichte integriert: am Anfang die Kaiserchronik, eine heilsgeschichtlich interpretierte Geschichte der Weltherrschaft von Caesar bis zur Stauferzeit, ausgehend von der Vision des Danieltraumes, in der Mitte zwischen AT und NT die Geschichte Alexanders d.Gr. und am Schluß mit Otto von Freising Gesta Friderici (Friedrich Barbarossas) die Zeitgeschichte. Die Bible moralisée ist (mit Hugo Kuhn) zu einer Histoire moralisée erweitert.

Die Millstätter Handschrift enthält von diesem Programm der Vorauer Handschrift die Moses-Bücher (Genesis, Exodus bis zum Zug durchs Rote Meer) stärker episch, nicht so gerafft wie in V und nicht auslegend, dann die allegorisierende Morallehre (Vom Recht, Hochzeit), Beichte (Sündenklage), die moralisierende Vater-unser-Auslegung und die Vision des Himmlischen Jerusalem. Von wesentlichen Stücken des Vorauer Programmes fehlt das NT (das allerdings in den Moses-Büchern zwar nicht typologisch, aber doch gewissermaßen naiv gegenwärtig ist) und die welthistorische Dimension. Das scheint mir aber keineswegs ein zureichender Grund, der Millstätter Handschrift das zugrundeliegende Programm abzusprechen. Deutlich ist der Rahmen von der Urgeschichte des Menschen am Anfang und dem Himmlischen Jerusalem am Ende. Die Füllung dieses Rahmens ist in M einfacher als in V aber auch klarer: die beiden ersten, eng zusammengehörenden Gedichte geben so etwas wie eine "christliche Soziallehre": Partnerschaft auf der Grundlage des von Gott ausgehenden "Rechtes" (in einem weiten, jede Ordnung einschließenden Sinn) - konkreter, auch aktueller Situationen des landbebauenden "Herren" einbeziehend im "Recht", im Bild der allegorischen Brautwerbung des "herren ouf dem gebirge" (206f) um die "maget" aus dem "vil tief(en) tal" (194, 197) in der "Hochzeit". Daran schließt sich durchaus folgerichtig die "Beichte" ("Sündenklage") an, im Sündenkatalog auffallend konkret angeordnet nach den sündigenden Körperteilen (Füße und Knie, Hände und Arme, Herz, Zunge und Mund, Ohren und Augen). Den Abschluß des

Binnenteiles bildet das Gebet, das in die Auslegung der 7 Bitten des Paternosters die 7 Gaben des Heiligen Geistes, die 7 Seligkeiten und die 7 Vorbilder des AT mit einbezieht.

Bleibt der "störende" Einschub des Physiologus zwischen Genesis und Exodus, oder richtiger die Verbindung von Genesis und Physiologus, denn Überlieferungsmäßig gehören in W / M diese beiden Texte zusammen, die Zäsur zwischen diesem Teil und der anschließenden Exodus ist in W und M noch deutlich erkennbar (leere Seite bei W/M, Lagenzählung bei W). Tatsächlich ist eine solche Verbindung in der deutschen Überlieferungsgeschichte des Physiologus einzigartig. Die Überlieferungsgeschichte der lateinischen Fassungen des Physiologus kennt hingegen durchaus nicht nur Überlieferungssymbiosen mit Prosatexten der Erbauungsliteratur, sondern auch mit typologischen Werken wie der Biblia pauperum oder dem Speculum humanae salvationis (illustrierter Physiologus?), freilich erst aus dem späten MA, dem 14. Jht. (vgl. Henkel (1976) 57f.). Das ist durchaus verständlich, denn der Physiologus ist keineswegs einfach ein mittelalterliches Lehrbuch der Zoologie; was ihn charakterisiert, ist die christliche Allegorie der belebten Natur, der Tiere und ihrer (oft fabulösen) Eigenschaften und Verhaltensweisen. Wenn in der Genesis die heilsgeschichtliche Gegenwart von menschlicher Geschichte dargelegt wurde, war es nur sinnvoll, an Hand des Physiologus das Wirken der Heilsgeschichte auch im Bereich der Natur aufzuweisen.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, Sie davon zu überzeugen, daß M in nuce das gleiche Konzept zugrundeliegt wie der natürlich breit entfaltenden Vorauer-Handschrift. Man darf annehmen, daß dieses Konzept in der gemeinsamen Vorlage ⁺WM schon sehr ähnlich vorhanden war. Und da ausgerechnet die beiden Rahmestücke Genesis und Himmlisches Jerusalem in V und M übereinstimmend vorhanden sind, möchte ich annehmen, daß auch auf der Textstufe ⁺WMV ein entsprechendes "Textgerüst" vorlag, das freilich in ⁺WM und V sehr unterschiedlich ausgefüllt wurde. Als Vermutung könnte man in Vorschlag bringen, daß ⁺WMV ein in Salzburg entwickeltes Konzept aus der Mitte des 12. Jhts. darstellte.

Von der je unterschiedlichen Ausfüllung des Rahmens her wäre die Frage nach der "anderen" Seite der Literatur, nach dem Publikum, nach den Adressaten und -oder- Auftraggebern solcher Handschriften zu stellen. Eine Frage, die die Literaturwissenschaft heute besonders interessiert, der sich die Mediaevistik aber auch früher nie verschlossen hat. Sie kann freilich in diesem Rahmen nur andeutungsweise besprochen werden. Eine eindeutige Antwort kann die Germanistik allerdings (noch?) nicht geben.

Volkssprachliche geistliche Dichtung ist im MA für Laien bestimmt, die des Lateinischen nicht oder nicht zureichend mächtig waren. Da, wer nicht Latein konnte, in der Regel auch nicht schreiben und lesen konnte, also "illiteratus" war, war volkssprachliche Dichtung überwiegend zum mündlichen Vortrag, zum Vorlesen und Anhören bestimmt. Sozial kommt der Adel und die Ministerialität

in Frage. Unter diesen Bedingungen ist in den Klöstern vor allem an die Laienbrüder und Konversen zu denken, denen vor allem seit den monastischen Reformen neue Bedeutung zukam. Mit der Frau Ava und dem Heinrich von Melk finden wir Mitglieder dieser Gruppe auch als Autoren. Wenn geistliche Werke ethische Probleme von Recht und Herrschaft, von Besitz und Armut, von sozialer Partnerschaft von Herr und Knecht ansprechen, dann wird man freilich an Laien außerhalb des Klosters denken dürfen. Da religiöse Sprache immer in hohem Maße symbolische und metaphorische Sprache ist, läßt sich freilich im Einzelnen eine Grenze oft nur schwer ziehen, wo allgemein menschliche und wo konkrete ständische Probleme angesprochen werden. Entsprechend divergent sind denn auch die Beurteilungen. Ein Vergleich zwischen den Texten der Millstätter und der Vorauer Handschrift könnte aber doch wenigstens allgemeine Schlußfolgerungen erlauben.

Die Wiener / Millstätter Genesis und Exodus sind von der durchgehenden Tendenz bestimmt, dem Zuhörer die Aktualität der Geschichte der Patriarchenzeit zu vermitteln: das Leben der Urväter verläuft nach dem Erfahrungshorizont eines landbebauenden, rodenden Grundherren mit den Nöten und Freuden des Alltags, in der Verbindung von Ackerbau und Kriegsdienst. Wenn auch die Interpretation der Exodus als erstes Kreuzzugsepos (im Anschluß an den 1. Kreuzzug 1096, 2. Kreuzzug 1147, 3. Kreuzzug 1189) überzogen sein dürfte (vgl. D.H.Green, 1966), so ist doch jedenfalls der neue Begriff des Ritters als miles christianus hier präfiguriert (J.Bunke). Dazu paßt die Publikums-Anrede "meine herren" (2907) durch den Dichter. Diese Eigenart wird deutlicher sichtbar, wenn man zum Vergleich die Vorauer Bücher Mosis heranzieht; hier wird im ganzen weniger episch erzählt, wird stoffliche Kenntnis vorausgesetzt und mehr Gewicht auf Interpretation und innerbiblische typologische Auslegung gelegt.

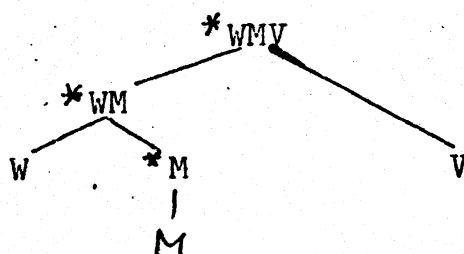
Die gleiche Tendenz würde noch stärker ein Vergleich von "Recht" und "Hochzeit" mit der Vorauer "Wahrheit" und "Summa Theologiae" zeigen. Auf der einen Seite wird - bei aller sinnbildlichen Typisierung - soziale Realität greifbar, auf der anderen Seite liegt der Akzent auf allgemeinem Moralisieren und religiös-dogmatischer Belehrung (freilich auch meist integriert in ein episches Gerüst). Besonders interessant ist Hugo Kuhns jüngster Hinweis (1978/1980) auf das spielähnliche Brautwerbungsschema, das der Allegorese der "Hochzeit" zugrundegelegt ist (V.210ff.).

Peter Stein hat (in der Interpretation der Gedichte der Frau Ava, A. Schmidt-Festschrift 1976) auf ein äußeres Kriterium hingewiesen: auf die Einbeziehung lateinischer Formeln und Zitate. Wo solche Elemente ein gewisses Maß überschreiten, wird man eher an den Vortrag im Kloster denken (Tischlesung u.ä., so wohl schon für Otfrids Evangelienharmonie im 9.Jht.). Dies gilt für die Vorauer Bücher Mosis, für die Gedichte der Frau Ava, für

Die mhd. geistlichen SammelhandschriftenMillstatt, Wien, Vorau

M	W	Par.üb.	V *)	Par.üb.
			1r-73v KAISERCHRONIK	breit
1r-84v <u>Genesis</u>	x	(V)	74r-96v <u>Vorauer Bücher</u>	(W/M
84v-101r <u>Physiologus</u>	x	-	<u>Mosis</u> (Gen., Ex.	Gen. 3446-
02r-135r <u>Exodus</u>	x(frg.)	-	Num. z.T.)	6061)
35v-142r <u>Vom Recht</u>	-	-	96r-v <u>Wahrheit</u>	-
42r-154v <u>Hochzeit</u>	-	-	97r-98v <u>Summa Theologiae</u>	-
			98v-99v <u>Lob Salomos</u>	-
			99v-108v 3 Jünglinge, ält.	-
			u.jg. Judith	-
			109r-115v ALEXANDER	(S)
			115v-125r Fr.Ava: Leben Jesu, Antichrist, Jgst.Ger.	z.T. Görlitz
54v-164v <u>Millst.Sündenklage</u>	(Rhein. Paulus)	-	125r-128r <u>Vorauer Sündenklage</u>	zwei 73, 44 v. 1-13
64v-167v <u>Vaterunser-Auslegg</u> (Siebenzahl) 652	-	Innsbr.	128r-129v Ezzolied	(Straßburg)
67v <u>Himml.Jerus.</u> (-173?) V.1-8 von 470	-	V	129v-133v Pr. Arnold: <u>Siebenzahl</u>	-
			133v-135v <u>Himmlisches Jerusalem</u>	M frg.
			135v Gebet einer Frau (frg.)	-
			136v-183v OTTO v.Freising: GESTA FRIDERICI (lat.)	

Handschriftenstemma



*)

— (---) genaue Ent-

sprechung zwischen

V und M

~~~~~ (ungefähre) thematische

Entsprechung zwischen

V und M

das Ezzolied und für des Priesters Arnold Allegorie der Siebenzahl, vielleicht auch für das Lob Salomos und die Vorauer Sündenklage. Die Millstätter Handschrift enthält hingegen kein einziges lateinisches Zitat.

Ich möchte folgern: Die Millstätter Handschrift ist Überlieferungszeuge einer volkssprachlichen, heilsgeschichtlichen Bibeldichtung für weltlich - adelige Kreise, in gewissem Sinne Vorläufer einer Bible moralisée. Diese Zweckbestimmung wird unterstützt durch die Illuminierung. Seit Gregor d. Gr. gilt die Norm, "daß das, was für den Gebildeten die Schrift, für den Unwissenden die Malerei sei (Naumann 1968, 64). Genau entsprechend um 1220 Thomasin von Zirkläre: "der pfaffe sehe die schrift an, so sol der ungelerte man diu bilde sehen, sit im niht diu schrift zerkennen geschicht" (W G 1103 ff.). Ob schon die Ausgangsstufe <sup>+</sup>W M V die Bilderzyklen für Genesis und Physiologus besessen hat, wissen wir nicht. Sollte dies aber der Fall gewesen sein, so war es von dem Vorauer Redakteur durchaus folgerichtig, sie für seine Vorauer Sammlung, die für das Kloster bestimmt war, weggelassen zu haben.

So viel kann man, glaube ich, den Handschriften entnehmen. Mehr nicht. Daß als Adressat der steirisch - kärntnerische Adel in Frage kommt, ist sehr wahrscheinlich. In welchem Kloster Konzept und Textsammlung entwickelt wurde, ob es einen bestimmten Auftraggeber und Adressaten gab, ob ein konkreter Anlaß Anstoß gab - das würd, wie anders, auch künftig im Dunkeln bleiben.

Univ.Prof.Dr.Ingo Reiffenstein, Salzburg

- Dollmayr V. (Hrsg.) Die altdeutsche Genesis. Halle 1931 (A T B 31)
- Smits K. (Hrsg.) Die frühmittelhochdeutsche Wiener Genesis. Berlin 1972.
- Papp E. (Hrsg.) Die altdeutsche Exodus. München 1968.

F a k s i m i l e - A u s g a b e n :

- Kracher A. (Hrsg.) Millstätter Genesis und Physiologus Handschrift. Graz 1967 (Cod.sel. X).
- Papp E. (Hrsg.). Cod.Vindobonensis 2721. Frühmittelhochdeutsche Sammelhandschrift der Ö N B. "Genesis - Physiologus - Exodus". Göttingen 1980 recte 1981 (Litterae 79).
- Polheim K.K. (Hrsg.) Die deutschen Gedichte der Vorauer Handschrift. Graz 1958.

## L i t e r a t u r h i n w e i s e :

- Bumke J. Studien zum Ritterbegriff. Heidelberg <sup>2</sup>1977
- Green D.H. The Millstätter Exodus. A Crusading Epic. Cambridge 1966
- Henkel N. Studien zum Physiologus im Mittelalter. Tübingen 1976
- Kuhn Hugo Frühmittelhochdeutsche Literatur. In: Text und Theorie, Stuttgart 1969 (zuerst: R L I. <sup>2</sup>1958) 141 ff.
- " - Allegorie und Erzählstruktur. In: Liebe und Gesellschaft, Stuttgart 1980, 106 ff. (zuerst: Formen und Funktionen der Allegorie. Symposium Wolfenbüttel 1978, hrsg. von W. Haug, Stuttgart 1979).
- Menhardt H.H. Die Bilder der Millstätter Genesis... in: Festschrift Rudolf Egger III. Klagenfurt 1959, 248 - 371
- " - Der Millstätter Physiologus... Klagenfurt 1956
- " - Die Zweiheit Genesis - Physiologus. In: ZfdA 89 (1959) 257 ff.
- " - Regensburg im Mittelpunkt der deutschen Epik des 12. Jahrhunderts. In: ZfdA 89 (1959) 271 ff.
- " - Rezension zu Hella Voss. In: AfdA 74 (1963) 14 ff.
- Naumann B. Dichter und Publikum in der deutschen und lateinischen Bibelepik des frühen 12. Jahrhunderts. Nürnberg 1968
- Pickering F.P. Zu den Bildern der altdeutschen Genesis. ZfdPh 75 (1956) 23 ff. und 83 (1964) 99 ff.
- Soeteman C. Deutsche geistliche Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts. Stuttgart <sup>2</sup>1971 (Sammlung Metzler 33).
- Sünger M.Th. Studien zur Struktur der Wiener und Millstätter Genesis. Klagenfurt 1964.
- Voss Hella Studien zur illustrierten Millstätter Genesis. München 1962.
- Wehrli M. Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Stuttgart, Reclam 1980.

## T e x t e d i t i o n e n :

- Maurer F. (Hrsg.) Die religiösen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts. 3 Bände, Tübingen 1964 - 1970.
- Schröder W. (Hrsg.) Kleinere deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts. Nach der Auswahl von A. Waag neu hrsg. Tübingen 1972 (A T B 71.72)

## DER SELIGE HERZOG DOMITIAN - LEGENDE UND VEREHRUNG

Wenn ich heute vor Ihnen über den seligen Herzog Domitian referiere, dann kann ich nur hoffen, mir nicht durch respektlose Äußerungen über den Millstätter Lokalpatron alle Sympathien der Einheimischen zu verscherzen. Es wäre meinen Millstätter Zuhörern sicher angenehmer, wenn ich heute über den "glorreichen und wundertätigen heiligen Domitian ... Landesapostel und Patron des Erzherzogtums Kärnten", wie er im 18. Jahrhundert allgemein bezeichnet wurde, berichten könnte. Da aber widrige Zeitumstände dies verhindert haben, beziehen sich meine Ausführungen nur auf einen lokalen Kult, der aber einstmals ganz Kärnten umfaßte, ja die Landesgrenzen vielfach überschritt. Auch die früher weit verbreitete Domitianlegende ist heute außerhalb Millstatts nur noch wenigen Leuten geläufig.

### Die Domitianlegende

Diese Legende tritt uns in ihrer ursprünglichsten Gestalt in der älteren der beiden Millstätter Kirchentafeln entgegen, die seitlich des Eingangs zur Domitiankapelle aufgehängt sind. Diese nahm Robert Eisler 1907 zum Ausgangspunkt für seine umfassende kritische Untersuchung der Legende. Die Arbeit Eislers ist meiner Auffassung nach, von wenigen Nuancen abgesehen, nach wie vor als mustergültig und unwiderlegt anzusehen, weshalb sich auch meine Ausführungen über die Legende zu einem großen Teil auf sie stützen. Zunächst gilt es einmal festzustellen, wann diese Legende entstanden ist und vor allem auch, welche Inhalte der Urfassung angehörten und was späteres Beiwerk ist. Jede Aussage über den historischen Sachverhalt, der eventuell hinter dieser Legende steht, muß von ihrer ursprünglichen Gestalt ausgehen.

Die Millstätter Kirchentafel ist in einer gleichmäßigen Schrift des 15. Jahrhunderts geschrieben, ziemlich sicher im Zusammenhang mit der Übertragung der Domitianreliquien im Jahr 1441. Die an die eigentliche Legende angeschlossene Wunderliste schließt aber

schon mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, weshalb man annehmen muß, daß der gesamte Text der Kirchentafel bereits zu diesem Zeitpunkt vorhanden war, da andernfalls die Aufzeichnung der Wunder wohl bis ins 15. Jahrhundert reichen würde. Die Legende und die nachfolgende Wunderliste stammen von verschiedenen Verfassern, weil grobe zeitliche Widersprüche zwischen beiden Textteilen nicht anders erklärbar sind. Doch ist auch die Wunderliste selbst nicht einheitlich, weil mitten drin einmal von den "modernis temporibus" die Rede ist und die Wunder zahlenmäßig summiert werden (es sind ihrer 220), die Aufzählungen der Wunder taten des Heiligen danach aber wieder munter fortgeführt wird. Dieser letzte Teil kann aufgrund eines darin genannten "Udalricus quondam abbas Peverensis" in das erste Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts datiert werden.

Die Legende selbst beruft sich jedoch auf ältere Schriften! Wann wurde sie also - vorausgesetzt natürlich, daß dieses Berufen auf ältere Schriften kein fingiertes Zitat ist - erstmals aufgezeichnet?

Aus Eintragungen in Millstätter Handschriften läßt sich das Vorhandensein einer Domitianlegende schon für die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts belegen. Im Kalender eines Millstätter Meßbuches wurde zum 5. Februar "Domiciani ducis" nachgetragen. Im Millstätter Totenbuch, das zwischen 1180 und 1190 angelegt wurde, ist "Domicianus dux, fundator huius ecclesiae" verzeichnet. Einige Zeit vor diesen Eintragungen, also kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, wird wohl auch die Legende erstmals aufgezeichnet worden sein, deren ursprünglicher Kern etwa den Inhalt hatte:

Der heidnische Herzog Domitian von Karantanien sei vom heiligen Rupert getauft worden und habe einen heidnischen Tempel in Millstatt mit 1000 Götzenbildern (mille statue - daher leitet sich der Ortsname Millstatt her) in eine Kirche des Erlösers und aller Heiligen umgewandelt. Nachdem er sein Volk zum Christentum bekehrt habe, sei er nach einem gottgefälligen friedlichen Leben gestorben und in der von ihm gegründeten Kirche begraben worden.

An seinem Grab hätten sich lange Zeit viele Wunder ereignet, bis der Heilige durch die Frechheit des bayrischen Pfalzgrafen Aribo gekränkt worden sei, der es gewagt habe, in der Grabkapelle Domitians Mitglieder seiner Familie zu bestatten. Als Aribo

so weit ging, seinen ermordeten Neffen Hartwig im Grabe des Heiligen, dessen Reliquien inzwischen anderswohin übertragen worden waren, zu bestatten, habe dieser den Leichnam in wunderbarer Weise weit weg aus dem Grab herausgeschleudert.

Alles, was die Millstätter Kirchentafel noch weiter zu berichten weiß, also der Klosterbrand, die wunderbare Auffindung der Reliquien usw. ist wesentlich jünger und erst im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts entstanden. Darauf werde ich später noch eingehen.

Doch nun möchte ich mich mit drei interessanten Aspekten der Legende beschäftigen:

1. mit der angeblichen Anmaßung des Pfalzgrafen Aribon
2. mit der Grabkapelle des heiligen Domitian und
3. mit dem eigenartigen Namen "Domitian" selbst.

In dem schon vorhin erwähnten Millstätter Totenbuch sind nämlich noch zwei weitere Kirchengründer eingetragen, nämlich die urkundlich als Gründer des Millstätter Benediktinerklosters überlieferten Brüder Arbo und Poto, die Söhne des bayrischen Pfalzgrafen Hartwig. Diese haben das Kloster um 1070 herum gegründet (eine genaue Datierung ist nicht möglich, da die eigentliche Gründungsurkunde nicht überliefert ist). Wenn Arbo aber der Gründer des Klosters ist, dann ist nicht gut einzusehen, warum die Bestattung von Familienmitgliedern in einer Familienstiftung ein verwegenes Unterfangen gewesen sein soll, das den Heiligen so erzürnte, daß er beleidigt sämtliche wundertätigen Wirkungen einstellte, und schließlich sogar die Ruhe eines Toten störte! Daß ein Heiliger quasi als Leichenschänder auftritt, ist schon ein äußerst merkwürdiger Aspekt der Domitianlegende. Warum wütet er so sehr gegen die Stifterfamilie von Millstatt? Es ist das Verdienst Eislens gezeigt zu haben, was den Verfasser der Legende bewog, die historische Stifterfamilie zugunsten eines sagenhaften Gründers dermaßen zu verunglimpfen.

Als Gründern stand den Aribonen die Vogtei über das Millstätter Kloster und dessen zahlreiche Untertanen zu. Durch Erbschaft gelangte die Millstätter Vogtei in den Besitz der Grafen von Görz. Auf die komplizierten genealogischen Beziehungen, die zu dieser

Erbschaft führten, möchte ich hier aus Zeitgründen nicht eingehen. Die Grafen von Görz haben jedenfalls in der Folge als Vögte des Patriarchats Aquileia, der Bistümer Brixen und Trient und zahlreicher Klöster und Kirchen in Friaul, Tirol und Kärnten, die ihnen zustehende Vogteigewalt immer weidlich ausgenützt und getrachtet, ihren Machtbereich mit Hilfe der Vogtei auf Kosten dieser geistlichen Herrschaften zu erweitern. Wiederholt arteten solche Streitigkeiten über den räumlichen und sachlichen Umfang der Vogteirechte gewaltdtätig aus. Herzog Meinhard wurde z.B. im Verlauf einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Bischof von Trient lange Zeit mit dem Kirchenbann belegt. 1149 nahm Engelbert II. von Görz den Patriarchen von Aquileia im Verlauf einer Fehde gefangen und gab ihn erst nach Eingreifen der steirischen Ottokare und der Andechser wieder frei. Kurze Zeit nach diesem Ereignis aber kam es zur ersten Aufzeichnung der Domitianlegende. Vor diesem Hintergrund wird die unerhört beleidigende Charakterisierung der Millstätter Stifterfamilie durch den Verfasser der Legende verständlich, der diese ja als "infideles" als wahre "Finsternis" und "Höllensbraten" beschimpft!

Eisler hat auf den erstaunlichen Umstand hingewiesen, daß Papst Alexander III. den Millstätter Mönchen 1177 die freie Vogtwahl zugesteht. Davon ist in dem berühmten Privileg Kalixtus II. aus dem Jahre 1122 noch nicht die Rede. Falls der Vogt "monasterio inutilis fuerit, liceat vobis eo amoto alium substituere". Falls der Vogt also das Kloster und seine Untertanen bedrückte und seinen Pflichten nicht nachkam, stand es dem Kloster frei, sich einen anderen zu wählen.

Eisler vermutet, daß die Domitianlegende für die Aufnahme dieser Bestimmung über die freie Vogtwahl ausschlaggebend war, da die Kurie sonst die erbliche Vogtei der Stifterfamilie nicht übergegangen hätte. Wenn die Mönche aber in Rom glaubhaft darlegen konnten, daß Millstatt in grauer Urzeit von einem Kärntner Herzog gegründet worden sei und das Kloster erst später die Vogtei an die Görzer übertragen habe, dann konnte sie diesen auch wieder entzogen werden. Daher kommt Eisler zu der Schlußfolgerung, daß es sich bei der ganzen Legende offensichtlich um eine "Entvogtungs-



fälschung" handelt, die einzig zu dem Zweck erfunden wurde, die erblichen Vogteirechte der Görzer bestreiten zu können.

Anläßlich der 1956 erfolgten Restaurierung der Domitiankapelle wurden romanische Baureste entdeckt, deren Niveau ca. 1,5 m unter dem des heutigen Baues lag. Dies widersprach - wie Siegfried Hartwanger dargelegt hat - den bisher gängigen Auffassungen, wonach die Domitiankapelle erst von den Jesuiten bzw. eventuell schon von den Georgsrittern erbaut worden sei. Nun ist es erstaunlich nachzulesen, daß diese Kapelle ja schon in der Domitianlegende erwähnt wird! Nach dieser wurde der Herzog "in edicula iuxta maiorem ecclesiam" begraben, also in einer Kapelle in unmittelbarer Nähe der Stiftskirche, die im Gegensatz zur kleineren Andreaskirche der Millstätter Nonnen als "maior ecclesia" bezeichnet wird. Dies entspricht genau der Lage der heutigen Domitianskapelle. Die Legende berichtet weiter, daß der bayrische Pfalzgraf Arbo es gewagt habe, Angehörige seiner Familie dort zu bestatten. Unter der Voraussetzung, daß Domitian eine unhistorische Gestalt ist, würde dies nichts anderes bedeuten, als daß in unmittelbarer Nähe der Stiftskirche eine abgesonderte Kapelle bestand, die den Aribonen als Grablege diente! Dieses weitverzweigte Geschlecht hat ja auch in anderen von ihm gestifteten Klöstern Familienmitglieder bestattet, so ruht z.B. Arbo, der Stifter von Millstatt, im Kloster Seeon in Bayern.

Der Schöpfer der gegen die Stifterfamilie bzw. gegen deren Nachfolger gerichteten Legende versucht nun den Eindruck zu erwecken, daß diese Begräbnisstätte der Aribonen ursprünglich jene des Heiligen gewesen sei und erst die Anmaßung der Aribonen, dort ihre Familienangehörigen zu bestatten, die Mönche veranlaßt habe, die Reliquien des darob erzürnten Heiligen zu erheben und an einem anderen Ort zu verwahren. Diese in der Legende geschilderte erste Reliquienerhebung ist als Fiktion anzusehen, die dazu diente, die Grabkapelle der Aribonen zu jener des heiligen Domitian erklären zu können.

Warum aber verfiel der Schöpfer der Legende, ein unbekannter Millstätter Mönch des 12. Jahrhundert auf den klassischen Namen

"Domitianus"? War vielleicht eine dunkle Erinnerung an die Spätantike vorhanden oder nahm vielleicht ein getaufter slawischer Stammesfürst diesen Heiligennamen an, der allerdings nur im heutigen Frankreich geläufig war? Robert Eisler hat - wie ich glaube ziemlich schlüssig - erwiesen, daß "der römische Name Domitianus in die Kärntner Geschichte kaum anders hineingekommen ist, als der klassische Heide Pontius seinerzeit ins Credo".

Die Legende selbst bietet nämlich einen Hinweis darauf, woher der Name "Domitian" entlehnt ist. Anlässlich der Schilderung über die Umwandlung des heidnischen Tempels in eine Kirche fügt der Verfasser der Legende völlig unmotiviert hinzu, daß der Heilige damit dem Beispiel des Papstes Bonifaz gefolgt sei. Diese nicht ohne weiteres verständliche gelehrte Anspielung bezieht sich auf die am Anfang des 7. Jahrhunderts erfolgte Umwandlung des Pantheons in Rom in eine Kirche der Muttergottes und aller Heiligen. Darüber berichten zahlreiche Geschichtsschreiber des Mittelalters, allen voran der berühmte Engländer Beda Venerabilis. Das Pantheon in Rom aber wurde von Kaiser Domitian erbaut! Die falsche Ableitung des Ortsnamens Millstatt von "mille statue", was etwa dem griechischen "pantheon" entspricht, führte zur Übertragung des Namens des römischen Kaisers und Christenverfolgers Domitian auf den angeblichen Kärntner Herzog. In vielen populären Fassungen der Legende läßt Herzog Domitian den Tempel mit den tausend Götzenbildern dementsprechend auch selbst erbauen und ist ein wütender Christenverfolger, ehe er sich unter dem Einfluß seiner christlichen Gemahlin taufen läßt.

Gestützt wird diese Hypothese von der Herkunft des Namens Domitian vor allem auch dadurch, daß der Verfasser der Millstätter Legende vielfach wörtlich von Beda abgeschrieben hat! In diesem Zusammenhang ist noch ein weiterer Umstand erstaunlich: das Millstätter Kloster wird in allen frühen Urkunden als "monasterium sancti Salvatoris" bezeichnet. 1166 taucht plötzlich in einer Urkunde Erzbischof Konrads II. das Allerheiligenpatrozinium auf und verdrängt das ursprüngliche Salvatorpatrozinium in Urkunden des 13. Jahrhunderts teilweise völlig. Dies geschieht genau in der

Zeit, in der die Aufzeichnung der Legende in Anlehnung an Bedas Bericht von der Umweihung des Pantheons in eine Allerheiligenkirche erfolgte. Daher ist Karl Dinklages Feststellung, daß das Allerheiligenpatrozinium der Millstätter Kirche in einem Zusammenhang mit der Domitianslegende gesehen werden muß, unzweifelhaft richtig.

Nach dem Klosterbrand, der von Eisler und Weinzierl, von geringfügigen Abweichungen abgesehen, in das letzte Drittel des 13. Jahrhunderts datiert wird, kam es in starker Anlehnung an die Vita Sancti Virgilii zu einer Erweiterung der Domitianslegende. Analog der Virgilslegende werden nun auch die Reliquien des Karantanenherzogs nach einem großen Brand durch göttliche Fügung unter den Trümmern gefunden und durch ein dabei liegendes Bild mit Inschrift beglaubigt. Dieses "Sigillum", das in seiner doppelseitigen Beprägung an päpstliche Bleibullen erinnert, ist von seinem Text her leicht als plumpe Fälschung erkennbar. Solche verdächtige, zur Beglaubigung von Reliquien angefertigte Bleitafeln kursierten im Mittelalter in großer Zahl.

Auffällig sind die Widersprüche zwischen der Urfassung der Legende und ihrer nun erfolgten Erweiterung.

Während in der Urfassung Domitian stets allein auftritt, werden nun plötzlich die Reliquien seiner Gemahlin Maria und eines namenlosen Kindes zusammen mit den seinen aufgefunden. Die Vermutung liegt nahe, daß man einfach irgendein beliebiges, nach dem Brand vorgefundenes Grab als Domitiansgrab bezeichnete und entsprechend dem Inhalt desselben den heiligen Herzog nun auch mit einer Gemahlin und einem Kind versah. Es ist durchaus denkbar, daß die heute im Glassarg in der Domitiankapelle ruhenden Gebeine die Überreste von Mitgliedern der Aribonensippe sind, kurioserweise also von jenem Geschlecht, das in der Legende so schlecht wegkommt. Im Zusammenhang mit dieser Erweiterung der Legende nach dem Klosterbrand wurde wohl auch der erste Teil der Wunderliste verfaßt, welche dann wenige Jahrzehnte später bis an den Anfang des 14. Jahrhunderts forgesetzt wurde.

Mit dem Stand, den die Millstätter Kirchentafel des 15. Jahrhun-

derts präsentiert, war die Entwicklung der Domitianlegende jedoch noch keineswegs abgeschlossen, da die Geschichtsschreiber des Humanismus und der Barockzeit die ursprünglich recht inhaltsleere Lebensgeschichte des Heiligen mit einer Fülle neuer, teilweise recht phantastischer Inhalte auffüllten. Je weiter die Zeit fortschritt, in desto kräftigeren Farben wurde dabei alles ausgemalt.

Eine entscheidende Rolle spielte dabei Wolfgang Lazius, der den Entwicklungsstand der Legende zur Zeit des Georgsritterordens aufzeichnete. Christallnick und Megiser haben in ihren "Añales Carinthiae" die Domitiansgeschichte dann ziemlich unverändert aus "De migratione gentium" von Wolfgang Lazius übernommen. Die zahlreichen Domitiansviten der Jesuiten schöpfen wiederum stark aus Megiser, ohne diesen protestantischen Geschichtsschreiber jedoch immer auch als Quelle anzuführen.

Ich will nur einige wenige interessante Aspekte der Weiterentwicklung der Legende im Rahmen der Historiographie beleuchten.

Da ist zunächst die oft gestellte Frage der zeitlichen Einordnung Domitians. Schon die Urform der Legende deutet die dabei auftauchenden Schwierigkeiten an, wenn es heißt, daß Domitian vom heiligen Rupert oder von einem seiner Nachfolger, was glaubwürdiger sei, getauft worden sei. Der heilige Rupert wurde denn auch von allen späteren Autoren aufgrund zeitlicher Unmöglichkeit verworfen und bald Virgil, bald Modestus als Täufer des Herzogs angeführt.

Lazius und Megiser wissen bereits zu berichten, daß Domitian 829 den unfähigen Herzog Baldarich abgelöst habe und der 15. Herzog bzw. der 4. Erzherzog in Kärnten gewesen sei. Die Geschichtsschreibung des frühen 19. Jahrhunderts versuchte, um Domitian als historische Gestalt zu retten, ihn mit einem der aus der Conversio bekannten Kärntner Herzöge zu identifizieren, der nach seiner Bekehrung eben den Namen Domitian angenommen hat. Karlmann Flor trat vehement den von Ankershofen geäußerten Zweifeln an der Historizität des Heiligen entgegen und identifizierte ihn mit Herzog Ingo, während Ambros Eichhorn und Lorenz Hohenauer für Waltune eintraten. Dergleichen Schwierigkeiten

kannte ein fabulöser jesuitischer Anonymus des 17. Jahrhunderts nicht, der in annalistischer Form berichtet, daß Domitian am 6. August 751 "in civitate Taurisca prope Gmyntam" geboren wurde.

Die Frage nach der Herkunft Domitians wurde viel diskutiert. Für Lazius und Megiser ist er ein fränkischer Großer. In den Domitiansviten der Jesuiten stammt er aus dem Geschlecht der Grafen von Tauern, welches seine Besitzungen teils in Bayern, teils in Kärnten hatte.

Dies entspricht den Besitzverhältnissen der Aribonen, der wirklichen Gründer Millstatts! Das Herrschaftszentrum der Grafen von Tauern soll in Teurnia gewesen sein. Da die Lage des antiken Teurnia den Autoren des 17. Jahrhunderts jedoch nicht geläufig war, verlegten sie es allgemein nach Radstatt, wo das Stift Millstatt ein seit dem 12. Jahrhundert nachweisbares Haus besaß, welches als Geburtshaus Domitians galt.

Große Schwierigkeiten bereitete auch die Erklärung der Grabinschrift, von der die Legende berichtet. Domitian wurde deshalb als "Dux Noricorum et Carantanorum" bezeichnet, "weil er zu regieren hatte zweyerley Völker und Nationen, nämlich die windische und die deutsche Nation", mutmaßt der Jesuit Jung. Megiser wiederum faßt "Dux Noricorum et Carantanorum" im Sinne des innerösterreichischen Länderkomplexes seiner Zeit auf, versteht darunter also Kärnten, Krain und die Steiermark. Für die Historiker der 19. Jahrhunderts war Domitian schließlich ein slawischer Stammesfürst, der sich zum Christentum bekehrte.

Schon die Urfassung der Legende bezeichnet Domitian lediglich als Gründer der Kirche, nicht jedoch als "fundator monasterii". Die wirklichen Gründer, die Aribonen, wurden in der Folge völlig vergessen und seit Lazius und Megiser wurde die Fama verbreitet, daß Bischof Albrecht von Trient, Graf von Ortenburg, das Millstätter Benediktinerkloster im Jahre 1340 (!) gegründet habe. Diese irrige Auffassung rührte wohl daher, daß die Ortenburger seit 1397 die Grafen von Görz als Millstätter Vögte abgelöst hatten. Was lag also näher, als daß ein hoher geistlicher Herr aus diesem Geschlecht das Kloster gegründet habe! Jedenfalls

zeigt diese jahrhundertlang unwidersprochen gebliebene Überlieferung, wie wenig die älteren Urkunden des Benediktinerstiftes bekannt waren.

Gelegentlich wurde aber auch angenommen, daß Domitian selbst das Kloster gegründet habe, so von einem anonymen Jesuiten, der in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Vita des Heiligen verfaßte. Nach ihm berief Domitian im Jahre 840 Mönche aus St. Peter in Salzburg, der erste Abt habe den Namen "Abdo" getragen und die Gründung sei durch Papst Sergius II. und Kaiser Ludwig II. bestätigt worden. Dies alles stehe, so versichert der Autor, in einem "liber choralis maximus in pergamina scriptus et aureas literas atque figuris ornatus, adhuc existat in archivo". Bei diesem "liber choralis maximus" dürfte es sich um eine der sogenannten Millstätter Riesenbibeln handeln. Es sind dies großformatige, mit schönen Initialen versehene Pergamenthandschriften italienischer Herkunft. Es scheint also im 17. Jahrhundert noch ein unversehrtes Exemplar dieser prachtvollen Handschriften gegeben zu haben. Später wurde es zerschnitten und die einzelnen Blätter wurden als Einbände für die Bücher der Millstätter grundherrschaftlichen Verwaltung verwendet. Auf diese Weise sind einige Blätter erhalten geblieben und befinden sich heute im Kärntener Landesarchiv. Es dürfte aber außer Zweifel stehen, daß der auch sonst sehr fabulöse Anonymus lediglich flunkert und mit der geringen Lesekenntnis seiner Zeit spekuliert. Den von ihm geschilderten Geschehnissen muß man trotz dieses fingierten Zitats jede Glaubwürdigkeit absprechen.

Unklar war auch die genealogische Zuordnung der erst im 13. Jahrhundert in die Legende eingeführten Herzogin Maria. Nach Lazius und Megiser ist sie eine Herzogin von Meran. Das Titularherzogtum von Meran (womit nicht die Stadt Südtirol gemeint ist, sondern "Meranien", das ist Istrien) wurde den Andechsern jedoch erst im frühen 13. Jahrhundert verliehen. Allerdings sind auch die Andechser keineswegs zufällig in die Domitianslegende hineingerutscht:

Abt Heinrich II., jener berühmte Abt, der im Millstätter Tympanonrelief dargestellt ist, entstammte ja diesem Geschlecht und der

Grabstein seiner Mutter Chuniza befindet sich noch heute in der Siebenhirterkapelle. Der Jesuit Jung aber macht die Gemahlin Domitians unter Hinweis darauf, daß es das Herzogtum Meran erst seit den 13. Jahrhundert gebe, zu einer Herzogin von Görz und zitiert zur Untermauerung seiner Behauptung aus einer alten deutschen Chronik. Was er zitiert, ist nichts anderes als Jakob Unrests "Chronicon Carinthiae". Allerdings schwindelt Jung den Domitian in das Zitat hinein. Unrest hat sich nämlich von allen Geschichtsschreibern als einziger durch die Domitianlegende nicht beeindrucken lassen und die tatsächliche Gründungsgeschichte von Millstatt ziemlich treffend beschrieben.

Unter den Georgsrittern dürfte die ursprünglich recht inhaltsleere Legende ihre kriegerische Verbrämung erhalten haben, denn Kriegszüge gegen heidnische Tyrannen paßten natürlich gut zum Programm des Georgsritterordens. Daher berichtet Lazius und nach ihm alle weiteren Autoren von Domitians Kriegszügen gegen den Tyrannen Litemusel von Dalmatien und gegen die Mährer. Der Anonymus weiß gar zu berichten, daß Domitian an der Seite Karls des Großen gegen die Mauren in Spanien gekämpft habe "et etiam contra turcos magna bella gessit".

Hand in Hand mit dem Kriegersruhm gingen einige weitere Elemente, die offensichtlich der Steigerung des Ruhmes des legendären Stifters dienen sollten, denn je glorreicher der Gründer, desto außerordentlicher mußte naturgemäß auch seine Stiftung erscheinen. Daher rückt Domitian in den jüngeren Viten mehr und mehr in die Nähe Karls des Großen und wird 840 zum Frankfurter Reichstag geladen, somit quasi in den Reichsfürstenstand erhoben, wobei das ganze völlig unhistorisch nach der Art der Reichstagsaus-schreibungen des 17. Jahrhunderts geschildert wird.

Diesem Zweck der Steigerung der Glorie des Herzogs dienten auch zwei weitere Aspekte, die Lazius erstmals in die Legende einführte und die von seinen Nachfolgern immer mehr ausgebaut wurde.

Domitian soll dem Bischof Modestus eine neue bischöfliche Residenz in Maria Saal erbaut haben, nachdem schon vorher Cheitmar eine einfache Holzkirche dort errichten ließ. Die von Domitian

erbaute Maria Saaler Kirche sei dann bis 1072, bis zur Gründung des Gurker Bistums der Bischofssitz gewesen. Auf diesen Aspekt der Legende nimmt ein Andachtsbild des 18. Jahrhunderts bezug, das Modestus und Domitian gemeinsam als Landespatrone mit der Maria Saaler Kirche darstellt. Nach Lazius geht auch die Errichtung des Herzogstuhles auf Domitian zurück, wie eine von ihm auf der Rückseite des Stuhles gelesene Inschrift beweise. Diese falsche Lesung des Wolfgang Lazius wurde von fast allen Autoren bis ans Ende des 19. Jahrhunderts kritiklos übernommen. Erst Puntschart und August von Jaksch haben der heute allgemein anerkannten Lesung "Rudolphus dux" zur Durchsetzung verholfen, auch wenn nach wie vor unklar ist, wie Rudolf IV. mit dem Herzogstuhl in Beziehung zu setzen ist, da alle Nachrichten darüber fehlen. Während Megiser sehr deutlich zwischen den Zeremonien am Fürstenstein und jenen am Herzogstuhl unterscheidet, verlegt der Jesuit Jung in seiner Domitiangeschichte alles auf den Herzogstuhl und kann nicht oft genug betonen, "mit welcher lächerlichen und gar seltsamen und ganz bäurischen Ceremonien" diese Einsetzung erfolgt sei. Diese extrem negative Beurteilung des Zeremoniells der Herzogseinsetzung ist bei einem Jesuiten, also einem Vertreter jenes Ordens, der eine der tragenden Säulen des fürstlichen Absolutismus war, wenig verwunderlich. Schon Johann von Viktring berichtet ja, daß anläßlich der Einsetzung Ottos des Fröhlichen im Jahre 1335 die Wiener Begleiter wegen dieser der Würde ihres Fürsten wenig angemessenen Zeremonie verwundert gewesen seien und lachend und unverständig darüber in Wien berichtet hätten. Man sieht also, daß es seit dem Verlust der Selbständigkeit ein Problem der Kärntner ist, in den Herrschaftszentralen nicht verstanden zu werden!

Damit aber wieder zurück zum seligen Herzog Domitian. Alle Verfasser seiner Lebensgeschichte haben aus ihrer Sicht nicht etwa eine Geschichtsfälschung betrieben, sondern durchaus "bona fide", in gutem Glauben gehandelt. Wenn sie es mit der Wahrheit manchmal vielleicht wider besseres Wissen nicht ganz so genau nahmen, dann deshalb, weil sie alles für legitim hielten, was dem von ihnen gewünschten Zweck, der Steigerung der Glorie ihres Heiligen,



dienlich sein konnte. Wolfgang Lazius, der die neuere Fassung der Legende so entscheidend geprägt hat, wird auf seinen Reisen nach Kärnten die ihm von den Georgsrittern kolportierte Fassung der Legende gehört und aufgezeichnet haben. Vielleicht kam er gerade aus Millstatt und hatte die Erzählung vom heiligen Domitian noch frisch im Gedächtnis, als er auf dem Zollfeld vor dem Herzogsstuhl stand und "dux Domitianus" zu lesen vermeinte.

Natürlich ergibt sich auch die Frage, ob denn hinter dieser im 12. Jahrhundert erstmals aufgezeichneten und in der Folge derart phantastisch wuchernden und ausufernden Legende nicht doch ein historischer Sachverhalt steht. Ist denn alles an der "wüsten Legende", wie Alphons Lhotsky sie in seiner Quellenkunde bezeichnet, erfunden?

Der Herzog Domitian ist in den historiographischen und urkundlichen Quellen nirgends aufzuspüren. Andererseits aber gibt es in Millstatt und dessen näherer Umgebung eine Fülle von Zeugnissen der Spätantike und des Frühmittelalters.

Das sind einmal die zahlreichen Flechtwerksteine in Millstatt selbst, dann wurden oberhalb von Millstatt in Laubendorf die Reste einer frühchristlichen Kirche ausgegraben und schließlich liegt am Lurnfeld das spätantike bzw. frühchristliche Zentrum von Teurnia bzw. St. Peter im Holz. Daher möchte auch ich mir eine Hintertür offenhalten und schließe mich dem an, was Ernst Klebel in seiner Pfarrgeschichte Kärntens zum Ausdruck brachte. Ich zitiere Klebel: "... der selige Karantanerherzog Domitianus ... ist eine Erfindung der Millstätter Abtei im Kampf gegen ihre Vögte, die Grafen von Görz, mag auch die dunkle Erinnerung an ein einst vorhandenes Kloster in Millstatt und dessen Gründer, ehe es Aribonen gab, mitgespielt haben". Es bleibt somit nach Klebel für all jene, die ihren Domitian nicht missen möchten, die "leise Möglichkeit offen, daß ein älterer, halbvergessener Heiligenkult hinter der spätmittelalterlichen Fassung" der Legende "steckt".

Nun aber möchte ich die Behandlung der Legende beschließen und mich mit der Verehrung befassen, die dem Heiligen - als solcher wurde er ja immer bezeichnet - im Verlauf der Jahrhunderte entgegengebracht wurde.

### Der Domitianskult

Da die Gestalt des Karantanenherzogs Domitian eine Erfindung des 12. Jahrhunderts ist, entbehren alle Nachrichten über seine Verehrung vor diesem Zeitpunkt jeder Grundlage. In den frühesten Eintragungen Domitians in Millstätter Handschriften aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts wird er lediglich als "fundator ecclesiae", nicht jedoch als "beatus" oder gar "sanctus" bezeichnet. Es scheint also, daß es nicht sofort nach dem Entstehen der Legende zu einem Domitianskult kam. Dieser dürfte erst nach dem in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts zu datierenden Klosterbrand und der danach erfolgten Auffindung der Reliquien voll eingesetzt haben. Allerdings setzt die Aufzeichnung von Wundern bereits mit dem Jahre 1181 ein, und dies im Widerspruch zur Legende, nach der der Heilige in dieser Zeit aus Erbitterung über den Frevel der Aribonen seine wundertätige Wirkung eingestellt haben soll. Auch der Abt Otto, unter dem die Reliquien nach dem Brand aufgefunden wurden, schlägt lediglich vor, sie "occulto honore", also im Stillen zu verehren. Somit ist zumindest der ältere Teil der Wunderliste als verdächtig einzustufen und sollte womöglich nur dazu dienen, den Kult älter erscheinen zu lassen, als er war. Wenn die Wunderliste aber tatsächlich die Verehrung des Heiligen in ihren zeitlichen und räumlichen Dimensionen widerspiegeln sollte, eine Frage, die ich trotz aller Zweifel offenlassen möchte, dann hatte der Domitianskult im Hoch- und Spätmittelalter eine überregionale Bedeutung. Natürlich dominieren Wallfahrer und Gebetserhörungen aus dem Nahbereich von Millstatt, doch führt die Wunderliste auch zahlreiche Orte aus Osttirol, Friaul, Krain und der Steiermark, ja selbst aus Triest, Istrien und Ungarn an. Diese weite räumliche Ausstrahlung des Kultes ist in späteren Zeiten trotz der eifrigen Propaganda der Jesuiten nie mehr zu verzeichnen. Daher erscheint auch deshalb Vorsicht gegenüber dieser Wunderliste geboten.

Der erste urkundliche Beleg über den Domitianskult datiert erst vom Jahre 1405, in dem "die ehrbare sammung der seligen newen sand Domitiansbruderschaft zu Millstatt" ein Gut zu Matzelsdorf

kauft. Eine "neue" Domitiansbruderschaft setzt aber eine ältere abgekommene oder reformierte Institution gleichen Namens voraus. Daher dürfte es wohl schon im 14. Jahrhundert eine Domitiansbruderschaft in Millstatt gegeben haben. Diese wird danach noch in einer Urkunde von 1423 erwähnt und dürfte wie viele andere spätmittelalterliche Bruderschaften und Stiftungen in den Wirren der Reformationszeit untergegangen sein.

Von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung der Verehrung des Heiligen war die auch urkundlich bezeugte Reliquienerhebung von 1441. In der darüber von Bischof Johann von Gurk ausgestellten Urkunde wurde der Karantanenherzog erstmals von einer offiziellen kirchliche Stelle anerkannt und als "beatus" bezeichnet, was im Heiligsprechungsprozeß des 18. Jahrhunderts wichtig werden sollte. Nach dieser feierlichen Erhebung wurde Millstatt in mehreren Urkunden um die Mitte des 15. Jahrhunderts unter Vernachlässigung des eigentlichen Patroziniums als Gotteshaus und Kloster des heiligen Domitian bezeichnet.

### Georgsritter

Von den seit 1469 in Millstatt residierenden Georgsrittern ist die Domitiansverehrung eifrig gefördert worden. Unter den Georgsrittern dürfte die Legende, die ursprünglich über das Leben des Herzogs wenig zu berichten weiß, ihre kriegerische Verbrämung erhalten haben. Denn was lag näher, als auch den sagenhaften Gründer Millstatts Kriegszüge am Balkan gegen dortige heidnische Tyrannen führen zu lassen, wie es auch das Programm des Georgsritterordens vorsah?

Als ritterlicher Heiliger ist Domitian daher auch auf einem um 1490 entstandenen Fresko am Millstätter Friedhofstor zusammen mit dem heiligen Georg dargestellt.

Nach der Domitiansvita des Jesuiten Jung soll der erste Hochmeister der Georgsritter Johann Siebenhirter eine Erhebung der Domitiansreliquien vorgenommen haben. Auch habe er einen schönen

Marmorepitaph zu Ehren des Heiligen errichten lassen. Dabei könnte es sich ohne weiteres um den heute in der Domitiankapelle befindlichen Grabstein handeln. Dieser trägt zwar aus unbekannten Gründen die Jahreszahl 1449, wird aber von den Kunsthistorikern fast allgemein als um 1500 entstanden datiert und ist stilistisch den Hochmeistergräbern in der Stiftskirche verwandt. Auch der Hauptteil des Baubestandes der Domitiankapelle ist in der Epoche der Georgsritter entstanden und wurde von den Jesuiten lediglich barock umgestaltet. Erste verlässliche Angaben über die wirtschaftliche Bedeutung des Kultes kann man für die Jahre 1484-86 machen. Vergleicht man die Einnahmen, welche die Millstätter Kirchenkämmerer am Domitianstag machten, mit denen anderer Kirchenfeste bzw. mit den Jahreseinnahmen, so erweist sich Eislers allzu materialistische Interpretation des Domitiankultes zumindest für diese Jahre als Fehleinschätzung. Im Verhältnis zu den großen baulichen und künstlerischen Investitionen wären die erzielten Einnahmen bei einer solchen Sichtweise geradezu lächerlich gering gewesen.

Es waren aber keineswegs nur materielle Überlegungen, die diesen und zahlreiche andere spätmittelalterliche Heiligenkulte prägten! Konkret gesprochen betrugen die Einnahmen am Domitianstag lediglich zwischen 73 und 120 Pfennigen, bei Jahreseinnahmen von 34 bis 37 Pfund, und machten maximal 1,4 Prozent der Jahreseinnahmen aus.

In der Endzeit der Georgsritter scheint der Kult dann völlig zum Erliegen gekommen zu sein, was wohl schon auf den Einfluß der Reformation zurückzuführen ist. Zumindest fehlen in den Kirchenrechnungen der Jahre 1559-63 alle Hinweise auf den Domitianstag!

In den Millstätter Urbaren kommt Domitian als Taufname im 16. Jahrhundert allerdings recht häufig vor. Der in der Kurzform "Mician" auftretende Name hat aber nur ein sehr kleines Verbreitungsgebiet, welches lediglich den engeren Bereich der räumlich weitgestreuten Millstätter Herrschaft umfaßt, in etwa den Bereich von Kleinkirchheim bis Seeboden. Schon im Reichenauer

Amt gibt es z.B. keine Bauern mit dem Taufnamen Domitian mehr. Sehr konstant scheint der Name von einigen Bauernfamilien in St.Oswald verwendet worden zu sein, wo er sich vom 16. bis ins 19. Jahrhundert ununterbrochen nachweisen läßt. Im 17. Jahrhundert findet sich der Taufname "Domizian" dann bereits im Bereich anderer Grundherrschaften wie Himmelberg, Porcia und Gmünd. Auch in adeligen und bürgerlichen Schichten kommt er seit dem 17. Jahrhundert gelegentlich vor. In Millstatt selbst hat die prunkvolle barocke Erneuerung des Domitianskultes durch die Jesuiten den Namen als Taufnamen modern werden lassen. Im Taufbuch der Jahre 1601-24 kommt er jährlich zwei- bis dreimal vor. Daher ist es wenig verwunderlich, daß auch das allerdings erst seit dem 17. Jahrhundert überlieferte Siegel des Marktes Millstatt sich an der Domitianlegende orientiert und drei von den tausend heidnischen Götzenbildern, denen Millstatt angeblich seinen Namen verdankt, abbildet. Die Millstätter Maurerzunft führt gar den Heiligen selbst in ihrem Siegel vom Jahre 1655.

### Jesuiten

Domitian als Bekehrer der heidnischen Karantaner, der mit obrigkeitlicher Gewalt gegen Irrlehren vorging, paßte naturgemäß gut in die Programmatik des Jesuitenordens. Auch dafür gibt es ein recht anschauliches bildnerisches Zeugnis: auf einem barocken Bildstock am östlichen Ortsrand von Millstatt ist Domitian zusammen mit den beiden kämpferischen Ordensheiligen Ignatius von Loyola und Franz Xaver dargestellt.

Die Jesuiten haben dem Domitianskult mit ihrem bekannten großen literarischen und dramaturgischen Können zu großer Ausbreitung verholfen. Schon 1614 erschien eine erste von Jacob Crusius verfaßte und bei Widmannstetter in Graz gedruckte Vita des Heiligen, die den Erzherzögen Ferdinand und Leopold gewidmet war, die sich kurz vorher in Millstatt aufgehalten hatten. 1644 wurde zu Ehren der Kärntner Stände eine Komödie über das Leben des heiligen Domitian in Klagenfurt aufgeführt.

Auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst haben die Jesuiten viel getan, um den Ruhm ihres Lokalpatrons zu steigern. 1632 wurde die Domitianskapelle barock umgestaltet, zehn Jahre später wurden die Reliquien in den gläsernen Schrein übertragen, in dem sie heute noch ruhen. Die Domitiansakten im Kärntner Landesarchiv verzeichnen neben den heute vorhandenen noch in Fülle weitere künstlerische Zeugnisse des Domitianskults. Es scheint auch zahlreiche Votivtafeln über Gebetserhörungen in Millstatt gegeben zu haben. Diese Zeugnisse barocker Volksfrömmigkeit dürften wohl auch hier - wie anderswo - in der puristischen Ära des Josefismus der Zerstörung anheimgefallen sein.

Die Verehrung des heiligen Domitian erfuhr unter den Jesuiten eine wesentliche äußerliche Umgestaltung. Nunmehr wurden am Domitianstag Brote, sogenannte "Domitianlaibeln" geweiht und in großer Zahl unter den Wallfahrern verteilt. Davon ist vor der Jesuitenära nie die Rede. Auch steht dieser Brauch in keinem Zusammenhang mit der Legende oder einer ihrer volkstümlichen Versionen. Natürlich kam dieser neue Brauch der an äußerlichen Heilszeichen orientierten barocken Volksfrömmigkeit entgegen und vermochte den Zulauf der Wallfahrer nach Millstatt sicherlich zu steigern. Wie aber kam man darauf?

Es gibt in Kärnten, räumlich allerdings weit entfernt, eine sehr ähnliche Einrichtung: die Hildegardstiftung in Stein im Jauntal. Jährlich werden dort am Todestag der hl. Hildegard - einer im Gegensatz zu Domitian historischen Persönlichkeit - die sogenannten "Agathenstriezel" (so heißen sie deshalb, weil man in der Legende Hildegard und Agathe gleichsetzte) unter die Armen verteilt. Stein aber liegt in unmittelbarer Nähe von Eberndorf, das den Jesuiten unterstand. Es ist daher nicht undenkbar, daß die findigen Jesuiten die Domitianlaibeln von dorthier entlehnt haben. Dazu kommt, daß ja die beiden Heiligenfeste "Domitian und Agathe bzw. Hildegard" am selben Tag, dem 5. Februar, gefeiert werden. Unter den Jesuiten wurden auch wieder Aufzeichnungen über die wundertätigen Wirkungen des Heiligen gemacht, wobei man sich heftig über die Nachlässigkeit der letzten Benediktiner und der Georgsritter beklagte. Domitian erwies sich als sehr vielseitiger

Heiliger, der in den verschiedensten Nöten Beistand gewährte. Unter den Krankheiten sind es vor allem Lähmungen, Epilepsie ("die hinfallende Krankheit"), schwere Geburten und Augenleiden, die beim Anblick der Reliquien geheilt werden. Selbst bei Zahnschmerzen erweist sich der Heilige als kompetent. Häufig wird er von den Bauern angerufen, um verlorenes Vieh wiederzufinden. Die Fütterung von Domitianlaibeln kuriert auch verschiedenste Viehleiden und die Laibeln vermögen selbst die Ausbreitung von Feuersbrünsten einzudämmen.

Eine Wunderliste der Jahre 1638-1690 vermittelt auch Vorstellungen von der räumlichen Verbreitung des Kultes. Er umfaßt vor allem den Millstätter Herrschaftsbereich, wobei neben Millstatt einige kleine Orte (Laubendorf, St.Oswald) erstaunlich oft vorkommen. Häufig sind Beamte der Herrschaft unter den Empfängern von Wohltaten des Heiligen angeführt. Nur gelegentlich haben auch Leute aus Spittal und Gmünd den Heiligen erfolgreich angerufen. Noch war also der engere Millstätter Bereich kaum überschritten. Dies gelang der Propaganda der Jesuiten erst im 18. Jahrhundert.

### Der Landespatron

1644 wurde Domitian bei einer Aufführung des Klagenfurter Jesuitentheaters erstmals als Landespatron angesprochen. 1713 rief Kaiser Karl VI anlässlich seines großen Pestgelöbnisses, das zur Erbauung der Karlskirche fühlen sollte, neben alteingeführten Landespatronen wie Stephan, Wenzel, Leopold, Florian und Koloman u.a. auch den heiligen Domitian als Landespatron von Kärnten an. In Wien, weit entfernt vom Ort seiner Entstehung, hat der Domitianskult im 18. Jahrhundert am kräftigsten geblüht. Alljährlich wurde die "löbl. Cärnthn. Nation, welche allhier in der k.k. Haupt- und Residenzstadt Wien oder um diese wohnhaft" um den 5. Februar herum zu einer Messe in der Peterskirche, gelegentlich auch in die Jesuitenkirche geladen. Von diesem Ereignis kündeten zahlreiche gedruckte Festpredigten, die in der Wiener Stadtbibliothek überliefert sind. 1778 wurde diese Feier

zu Ehren des Kärntner Landespatrons zum letztenmal nachweislich von der "Kärntner Landesgenossenschaft" abgehalten.

1725 wurde auf der Brücke vor dem Kärntner Tor eine Domitianstatue aufgestellt, die sich 1762 noch dort befand. Aus Villach ist eine solche Domitianstatue überliefert, die im 18. Jahrhundert auf der alten Draubrücke stand.

Als ehemaliger Landesfürst und Erzherzog von Kärnten war Domitian für den Aufstieg zum Landespatron im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus geradezu prädestiniert. Als solcher hat er die Gräfin Hemma kurzzeitig in den Hintergrund gedrängt. In Österreich hat ja auch ein dynastischer Heiliger, der heilige Leopold, den älteren Landespatron, den einfachen irischen Mönch Koloman, verdrängt. Bezeichnenderweise wird Domitian daher auch am Millstätter Hauptaltar dem heiligen Leopold gegenüber gestellt. Auf zahlreichen Andachtsbildern des 18. Jahrhunderts wird Domitian stets als Kärntner Landespatron angesprochen. Als solchem gelang ihm auch der Sprung in die ständisch geprägte Landeshauptstadt. 1733 begann der ~~Burg~~ Burggraf Wolf Siegmund von Rosenberg mit dem Umbau der Burg in Klagenfurt und ließ eine Kapelle zu Ehren des heiligen Domitian und dem Andenken an seine Amtsvorgänger errichten. Die Ausmalung dieser Kapelle war der erste Auftrag Fromillers als landesfürstlicher Maler.

Seine Apotheose des heiligen Domitian ist ikonographisch interessant aufgebaut und vereinigt sämtliche Kärntner~~n~~ Vertreter unter den Heiligen Gottes. "Sanctus Domitianus Carinthiae archidux et apostolus" wird assistiert von Hildegard und Briccius. An den Seitenwänden sind neben allgemein verehrten modischen Heiligen (Florian, Johann Nepomuk, Franz Xaver) mit Hemma, Modestus und Donatus drei weitere typisch kärntnerische Heilige dargestellt.

Diese quasi offiziöse Huldigung für den Kärntner Landespatron hat dem Domitianskult großen Auftrieb gegeben. Wolf Siegmund von Rosenberg war allerdings heftigen Vorwürfen der Landstände ausgesetzt, die ihn beschuldigten, aus landschaftlichen Mitteln ohne ständischen Beschluß Gelder hiefür verwendet zu haben.



Daß die Domitianverehrung im 18. Jahrhundert landesweit blühte, zeigt recht anschaulich die geographische Verteilung einiger weiterer heute noch erhaltener Denkmäler. Domitianstatuen gibt es in der Filialkirche Maria Dornach in Mitteldorf bei Döllach im Mölltal und in der Kalvarienbergkirche in Lavamünd; also im äußersten Westen bzw. Osten Kärntens. Von der Lavamünder Filialkirche haben sich Andachtsbilder des 18. Jahrhunderts mit dem heiligen Domitian erhalten, das darauf hinzudeuten scheint, daß sich dort zumindest zeitweilig eine selbständige Kultstätte herausgebildet hat.

### Der Heiligsprechungsprozeß

Da es - ich zitiere aus einer Bittschrift der Kärntner Landstände - "in der Kirchen Gottes ... ungebräuchlich, einen nicht kanonisierten Heiligen zum Patron zu haben", war der nächste eigentlich logische Schritt das Bemühen um die offizielle Anerkennung dieses Heiligen durch die römische Ritenkongregation. Ein weiteres Motiv für die Betreiber der Heiligsprechung lag in katholischer Propaganda zur Wiedergewinnung der Oberkärntner Geheimprotestanten. Eine Heiligsprechung des Bekehrers und Apostels der Kärntner würde vielleicht auch die zahlreichen Irrenden in diesem Land erleuchten und auf den rechten Weg weisen, mutmaßten die Stände. Die Voraussetzungen für eine Heiligsprechung waren neben den Verdiensten des Heiligen zweifache: 1. mußte nachgewiesen werden, daß dem seligen Herzog bereits heiligmäßige Ehren erwiesen worden waren, bevor Papst Alexander III. mit dem Breve "Audivius" 1170 alle Heiligsprechungen dem römischen Stuhl vorbehalten hatte, und 2. mußte erwiesen werden, daß der Domitianskult bereits vor 1534 mit Wissen und Billigung von Päpsten und Bischöfen bestanden habe. Da die Domitianlegende Eingang in die berühmten "Acta Sanctorum" des holländischen Jesuiten Bolland gefunden hatte und dieser sie als karolingisch bezeichnet hatte, und da weiters Bischof Johann von Gurk 1441 eine Urkunde ausgestellt hatte, in der ausführlich von der Verehrung des Domitian

berichtet wird, schienen diese beiden Voraussetzungen unschwer erfüllbar. Die Aussichten standen also an sich nicht ungünstig, als der Grazer Theologieprofessor Mathias Rieberer 1761 mit Feuereifer die nötigen Nachforschungen und Materialsammlungen begann. Noch im selben Jahre sandten die Kärntner Landstände eine Supplik um Heiligsprechung ihres Landespatrons nach Rom. Ihnen folgten 1762 die Erzbischöfe und Bischöfe von Salzburg, Gurk, Seckau und Görz. Im September 1762 verhandelte die schwerfällige Ritenkongregation erstmals, vertagte sich aber nach einigen Geplänckeln sehr bald. Nun begann ein unermüdlicher, aber schließlich erfolgloser Schriftwechsel Rieberers in Sachen Domitian. 1766 schließlich entschied man in Rom, daß alle von Rieberer gesammelten Materialien von den besten Wiener Experten begutachtet werden mußten. Als Gutachter fungierten u.a. Theodor Anton Tauller von Rosenthal, der erste Direktor des Haus- Hof- und Staatsarchivs, sein Stellvertreter Ferdinand von Freyensleben, Petrus Lambacher, der Direktor der Wiener Stadtbibliothek und Magnus Klein, der Abt von Göttweig. Letzterer wurde in Wasserhofen bei Eberndorf geboren und trat nach Absolvierung seiner Studien bei den Jesuiten in Klagenfurt und Graz in das Göttweiger Benediktinerstift ein. Unter Anleitung des berühmten Abtes Gottfried Bessel widmete er sich ganz der quellenkritischen Geschichtsforschung im Geist der französischen Benediktiner, der sogenannten Mauriner. Er studierte die Urkundenlehre Mabillons und die Paläographie Montfaucons und vollendete nach Bessels Tod dessen "Chronicon Gottwicense". Er ist wissenschaftsgeschichtlich ungemein bedeutsam, weil er zusammen mit Bessel die von den Maurinern entwickelten modernen historischen Forschungsmethoden nach Österreich verpflanzte.

Die Expertengutachten über die "Acta Domiciani" und besonders jene von Klein zeigen deutlich, daß vieles von den heutigen Methoden der historischen Wissenschaften in jener Zeit entwickelt wurde. Bei der Untersuchung der ihm vorgelegten Millstätter Handschriften wählte Klein die Methode des Schriftvergleichs mit schon datierten Handschriften und gelangte - analog der heutigen Vorgangsweise - über die Feststellung des allgemeinen

Charakters der Schrift zu besonderen, eine Datierung ermöglichende Merkmalen. Sein Urteil über das Alter der Handschriften weicht nur unwesentlich von dem heutiger Historiker ab. Seine Untersuchung der auf den heiligen Domitian bezüglichen Urkunden kann auch nach heutigen Maßstäben als eine methodisch muster-gültige Arbeit gelten. 1768 waren endlich alle Gutachten gesammelt und beglaubigt. Aber auch diese qualitätsvollen Arbeiten der führenden Historiker Österreichs scheinen auf die römische Ritenkongregation wenig Eindruck gemacht zu haben. Überhaupt bestand in Rom wenig Neigung, dem Ansuchen stattzugeben. Die Jesuiten waren um diese Zeit beim päpstlichen Stuhl bereits sehr in Mißkredit geraten. So schrieb 1772 ein Jesuit aus Rom an Rieberer: man dürfe nicht einmal den Namen eines Jesuiten nennen, ohne seine Heiligkeit in Erregung zu versetzen. Langwierige Prozesse an der Kurie waren zudem allemal auch eine Geldfrage, und dieses war nicht im nötigen Ausmaß vorhanden. Auch Rieberers Vielschreiberei scheint keinen positiven Eindruck hinterlassen zu haben. Der zuständige Kardinal beklagte sich mehrfach über die "voluminosi scritti del Rieberer" - man sieht also, daß lange Expertisen schon im 18. Jahrhundert nicht sehr erwünscht waren!

An dieser Stelle sind wohl auch einige Worte über Rieberers wissenschaftliche Methodik und Qualifikation angebracht. Rieberer war zweifelsohne methodisch gut geschult, reicht aber mit seiner schulmäßigen Vorgangsweise nicht an seine Zeitgenossen Markus Hansiz oder Magnus Klein heran. Seine wissenschaftliche Methodik verrät deutlich die rhetorische und logische Schulung an den Jesuitenuniversitäten. In seinem "Promemoria de divo Domitiano Carinthiae Dux" wird nach einem strengen Paragraphenschema vorgegangen: auf die Umschreibung des Gegenstandes der Abhandlung und eine ausführliche Bibliographie folgt die Beurteilung der überlieferten Nachrichten vom heiligen Domitian nach den Kategorien "Certa", "Verosimilia", "Dubia" und "Suspecta", woraus dann abgeleitet wird, was noch "inquirenda", also noch zu untersuchen sei. Rieberer hat allein durch inhaltlichen Vergleich der überlieferten Quellen eine Fülle allzu phantastischer

Auswüchse der Domitianslegende bei Lazius, Megiser-Christallnick usw. unter den Rubriken "Dubia" und "Suspecta" ausgeschieden. Er verteidigt aber vehement die Ableitung Millstatt's von "mille statue", weil sie für das Handlungsgerüst der Domitianslegende einfach unerläßlich ist. Wahrscheinlich kam der Legendenschreiber des 12. Jahrhunderts ja überhaupt erst durch diese Pseudo-etymologie auf die Idee, von Beda Venerabilis abzuschreiben und die Legende dem Vorbild der Umweihung des Pantheons nachzugestalten. Markus Hansiz, Rieberers berühmter Ordensbruder, der Verfasser der Germania Sacra, wie Magnus Klein ein Kärntner aus dem Jauntal, trat, als ihm Rieberers Arbeiten vorgelegt wurden, gegen diese vordergründige Ableitung auf und brachte als erster "Mühlstadt" als Ortsnamenerklärung.

Rieberer hat eines nie verstanden, nämlich die ganze Domitians-  
causa in einer kompromitierten Form auf wenigen Seiten abzuhandeln. Wie auch immer, auch ein größerer Geist als der eifrige Rieberer wäre höchstwahrscheinlich am grundsätzlichen Unwillen der Kurie in dieser Angelegenheit gescheitert. Als auch eine direkte Intervention Maria Theresias 1772 nichts fruchtete und der Jesuitenorden im Jahr darauf in Österreich aufgehoben wurde, waren die letzten Chancen auf eine Heiligsprechung des Kärntner Landespatrons dahin, auch wenn Rieberer in seinen Bemühungen unentwegt fortfuhr.

Die Tatsache, daß Domitian aufgrund widriger Zeitumstände nicht heiliggesprochen wurde, mußte sich naturgemäß über kurz oder lang auch auf seine Stellung als Landespatron auswirken. Ein nicht kanonisierter Heiliger war als Landespatron auf Dauer wohl nicht tragbar. Deshalb wurde die in Bezug auf die Kärntner Landes- und Kulturgeschichte "nichtssagende Gestalt" (Gugitz, Wallfahrten) des heiligen Josef mit der Stelle eines Landespatrons betraut. Wann dies geschah, ist völlig ungeklärt und selbst Theologen nicht geläufig, Tatsache ist, daß Josef erstmals im Diözesanschematismus von 1880 als Landespatron geführt wird.

Die Verehrung des heiligen Jsoef war dem Hochmittelalter noch völlig ungeläufig und wurde erst durch die Franziskaner propa-

giert. In Kärnten wurde er erst nach der Gegenreformation heimisch. Die wenigen Josefspatrozinien gehören dem 18. Jahrhundert an oder sind noch jünger.

Obwohl Domitian seine Stellung als Landespatron einbüßte, hat seine Präsenz in einigen Kirchen und Kapellen auch außerhalb Millstatts den Domitianskult noch im 19. Jahrhundert fortleben lassen. Auch die Verbreitung der Legende durch populäre Schriften wie Hohenauers "Geistlichen Ehrenkranz von Kärnten" hat viel zum Fortleben der Domitianstradition beigetragen. Daß die Verehrung des Herzogs im 19. Jahrhundert noch über Millstatt hinaus lebendig war, beweist der Taufname bei einigen Klagenfurter und Villacher Bürgern.

Heute ist die kirchliche Verehrung des seligen Domitian auf Millstatt beschränkt und ist somit wieder ein lokaler Kult ohne größere Ausstrahlung geworden. Dieser Umstand vermag aber nichts daran zu ändern, daß die Domitianlegende mit all ihren auf den heutigen Betrachter grotesk wirkenden Nebenaspekten ein hochinteressantes und vielgestaltiges kulturgeschichtliches Phänomen ist.

Auch wenn dem seligen Herzog keine historische Wirklichkeit im eigentlichen Sinn zuerkannt werden kann, hat er doch schon sehr bald, nachdem ihn eine findiger Millstätter Mönch ins Leben gerufen hat, im Bewußtsein seiner gläubigen Verehrer eine andere Form von Wirklichkeit erlangt und ist auf diese Weise auch im historischen Prozeß vielfältig wirksam geworden. Ich habe versucht, diesem zwiespältigen Charakter meines Vortragsgegenstandes gerecht zu werden. Ich muß es aber Ihrer Beurteilung überlassen, ob es mir gelungen ist, den schwierigen Mittelweg einzuschlagen, der zwischen einer überheblichen Entlarvung und einer naiv-unkritischen Darbietung der Legende liegt.

Dr. Wilhelm Wadl, Klagenfurt

Verehrte Damen, geehrte Herren!

In der Vorhalle der Millstätter Stiftskirche, in der südlichen Kapelle, befindet sich ein signiertes und datiertes Fresko mit Bildern aus der Passion Christi: es handelt sich um eine 1428 entstandene Arbeit des Meisters Friedrich von Villach. Die geschichtliche und kunstgeschichtliche Bedeutung dieses Werkes ist enorm: es bietet uns einen Wegweiser in das Schaffen einer beachtenswerten Malerwerkstätte, die in Villach ihren Sitz hatte und deren erster Leiter der eben genannte Meister Friedrich war. Da er in den Jahren 1415 und 1452 auch urkundlich als Hausbesitzer in Villach erwähnt ist, kann man die Tätigkeit dieser Werkstätte in die erste Hälfte und Mitte des 15. Jahrhunderts festlegen.

Einleitend sei uns erlaubt, ganz kurz die wichtigsten Werke der Werkstätte, die hier herangezogen werden, aufzuzählen. Zuerst Fresken in der Georgskapelle in Mariapfarr (Lungau), die wir als eine um 1421 entstandene und eigenhändige Arbeit des Meisters erkannt haben. Dann die Passionsszenen in Millstatt aus dem Jahre 1428, weiter die Fresken in St. Gandolf im Glantal, die in die dreißiger Jahre fallen. Als ein charakteristisches Spätwerk des Meisters und seiner Werkstätte kommt die Bemalung des Chores und des Langhauses in Deutschgriffen vor (um 1452, bzw. um 1455), während die Bemalung des Chores in der Marienkapelle in Feistritz a.d. Drau, aus der Zeit der St. Gandolfer Fresken (die dreißiger Jahre), ein verhältnismäßig selbstständiger Maler der Werkstätte ausgeführt haben mußte.

Die sogenannte Villacher Malerschule stand stets im Mittelpunkt des Interesses der in Kärnten tätigen Kunstforscher, darunter besonders Otto Demus und Walter Frodl. In einigen Jahrzehnten der Forschung hat sich ein kunstgeschichtliches Bild der Schule herauskristallisiert, das in mancher Hinsicht noch heute verbindlich geblieben ist. Friedrich ist nach wie vor ein typischer alpenländischer Vertreter des sogenannten, in den ersten Dezen-

nien des 15. Jahrhunderts fast in ganz Europa herrschenden "Weichen Stils". Er ist auch ein erfolgreicher Eklektiker. Seine künstlerische Persönlichkeit verdankt er Einwirkungen aus verschiedenen Richtungen, deren entscheidende, nach der Meinung der Forscher, aus Südtirol (aus der Brixener Malerei) kamen. Die zweitwichtigste Stelle im stilistischen Komplex seiner Malerei nimmt Böhmen ein, ein Land, unter dessen Einfluß zu jener Zeit eigentlich das ganze Mittel- und Ostalpengebiet stand. Daneben steht auch fest, daß Friedrich in einem geographischen Raum tätig war, der schon traditionell Beziehungen zu Italien, besonders zu Friaul, unterhielt, was auch in seiner Malerei einen entsprechenden Niederschlag fand.

Analysiert man die stilistischen Positionen der Kunst Friedrichs, so wird einem bewußt, daß sie schwer auf einen Nenner gebracht werden können. In den Werken des Malers und seiner Werkstatt begegnet man einer komplexen Stilproblematik, die nicht nur in unterschiedliche Richtungen weist, sondern auch wesentliche Unterschiede unter den Werken selbst an den Tag bringt; es geht hier nicht nur um offensichtliche Dinge, wie die Wiedergabe der Figur, ihre Draperie, die figürliche Komposition, oder letzten Endes die künstlerische Gesamterscheinung des Werkes, sondern auch um einen wichtigen, nicht selten vernachlässigten Stilkomplex, dem wir hier eine besondere Beachtung schenken wollen, nämlich - die bildliche Auffassung des Werkes. Dabei denken wir an die gemalte Landschaft einerseits und die gemalte Architektur andererseits, bzw., an das landschaftliche Äußere und das architektonische Innere als Grundlagen und Rahmen des bildlichen Aufbaues der Bildfläche.

Die erst nach dem zweiten Weltkrieg entdeckten Fresken in der Georgskapelle bei der Pfarrkirche zu Mariapfarr haben für die Erörterung der stilistischen Ausgangspunkte der älteren Villacher Malerei eine kaum überschätzbare Bedeutung. Ihrem stilistischen Reichtum nach übertreffen sie die bis dahin bekannten Villacher Denkmäler und werfen für den Forscher wichtige stilgeschicht-

liche Fragen auf, die in den anderen Arbeiten der Werkstatt nicht so unmittelbar angedeutet sind. Dennoch stehen sie nicht ganz allein; mindestens zum Teil beziehen sie sich auf die Bemalung der Ernestus-Kapelle in Millstatt und ergänzen somit das Stilbild des frühen Friedrich, das von diesem länger bekannten Werk geboten wird.

Die Georgslegende in Mariapfarr stellt auf eine klare Weise einen Pol dieser Problematik dar. Sowohl die einzelnen Szenen dieser Legende als auch jene in der oberen Passionsreihe in Millstatt entwickeln sich kontinuierlich, d.h. ineinanderlaufend, in einer einheitlichen Umgebung, die sich mehr durch einzelne Motive - Teile des Erdbodens, Felsen, Pflanzen - als durch einen breiteren Landschaftsausblick ausdrückt. Obwohl die Landschaft in beiden Fällen über einen bestimmten optischen Stützpunkt im Hintergrund verfügt - eine Burg in der Georgslegende, eine Gruppe gefestigter Bauten mit einer Kirche in der Passion -, wird sie natürlich ohne perspektivische Raumvertiefung dargeboten. Die in den Hintergrund tretenden Dinge, ausgenommen die Bauten selbst, werden nicht kleiner; die schräg aufgestellten Felsen im ersten Bild erscheinen zwar wie ein gewisses perspektivisches Hilfsmittel, sie haben eine solche Bedeutung jedoch nur für sich allein, da aus ihnen keine breitere kompositionelle Gänge wächst. Es ist allerdings erwähnenswert, daß die Darstellung der Georgslegende in Mariapfarr durch einen Terrainüberhang in der Mitte in zwei horizontale Streifen geteilt ist. Der Maler hat die Figuren im unteren Streifen ein bißchen größer wiedergegeben und damit doch ein wenig angedeutet, daß die unteren Szenen sich räumlich näher zum Betrachter abspielen. Im Millstätter Bild ist die figurale Komposition in eine und dieselbe Raumschicht gedrängt, weshalb zwischen den Figuren und der Landschaft kein so starker Kontakt herrscht, daß ihr räumliches Verhältnis zu einzelnen landschaftlichen Motiven ersichtlich würde. In Mariapfarr ist es anders. Die figurale Komposition dehnt sich über die ganze Landschaftsfläche aus, die dargestellten Ereignisse verlaufen in eigener Umgebung unter



Erdgebilden und Felsen. Der Landschaft ist dadurch eine konstitutive Rolle bei der Anordnung und Ausfüllung der Bildfläche verliehen; sie ist zum maßgebenden Faktor bei der Auffassung des Bildes geworden. Eine solche Funktion der Landschaft ist auch durch den Maßstab bedingt, der den Figuren im Verhältnis zu der ganzen Bildfläche gegeben ist: in Mariapfarr sind die Figuren relativ klein, im Einklang mit der narrativen Natur des Themas werden sie von einer erkennbaren Unruhe beherrscht und machen sogar den Eindruck, vom Maler nur flüchtig, skizzenhaft ausgeführt worden zu sein. Indes sind die Figuren in Millstatt verhältnismäßig größer und dadurch von einer monumentaleren Wirkung.

Das untere Georgsbild in Mariapfarr ist der bekanntesten Szene aus der Legende des Heiligen, dem Drachenkampf gewidmet. Hier wurde der zentralen Figurengruppe im Vergleich mit den Martyrien des oberen Bildes ein größerer Maßstab im Verhältnis zu der Bildfläche zugestellt. Dennoch sind die Elemente der Landschaft auch hier mit derselben Aufmerksamkeit dargeboten; es bewahrt sich dadurch ein gewisser gegen die Monumentalität des Bildes wirkender Eindruck des Dekorativen, durch das die Friedrichsche Auffassung der Landschaft erst ihr eigenes Leben erhält. In Millstatt fehlt er. Es scheint jedoch, daß solche dekorative Einzelheiten in Millstatt durch die Übermalung der Fresken verlorengegangen sind, bzw., daß das heutige asketische Aussehen dieser Malereien angesichts jener in Mariapfarr doch als Resultat erheblich schlechteren Erhaltungszustandes angenommen werden darf.

Fassen wir die allgemeinen stilistischen Eigenschaften der beiden hier diskutierten Werke zusammen, so müssen wir neben dem kontinuierlichen Verlauf einzelner Szenen hintereinander besonders die Rolle hervorheben, die der Landschaft in der bildlichen Auffassung der Werke zugeteilt wurde. Sie ist in Mariapfarr größer und verbindet sich auch mit der skizzenhaften Ausführung der Figuralik.

In der Malerei der Gotik war die Landschaft neben dem Architekturinterieur gewiß eine der wichtigsten Aufgaben auf ihrem Wege aus den Fesseln des Mittelalters. Hier schuf die Malerei das neue Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt. Von Entdeckung und Überprüfung authentischer Formen der lebenden Welt und des Gewächses ging sie zum Lösen breiterer Raumkomplexe der Natur über. Zu der Fähigkeit zum Auslesen der Kleinformen gesellte sich das Vermögen zum Übersehen und Begreifen des Landschaftsraumes, was nach der einmaligen Leistung der sienesischen Malerei kurz vor der Mitte des 14. Jahrhunderts (Ambrogio Lorenzetti) in der Entwicklung der perspektivischen Landschaft in der französischen Buchmalerei bald nach 1400 kulminierte. Die nach den Regeln der Luftperspektive aufgebaute Landschaft war natürlich nur das wertvollste Ergebnis dieser Entwicklungstendenz der westeuropäischen Malerei, mehr oder weniger auf den engen Kreis franko-flämischer Maler kurz vor und um Jan van Eyck beschränkt. Sie ließ jedoch genug Spielraum für eine breitere Anwendung einzelner neuer Bildwerte übrig; war es nun einmal nicht immer und überall möglich, revolutionärsten Gedanken dieser Umbildung der bildlichen Idiomatik zu folgen, so konnte wenigstens die neue Rolle der Landschaft im neuen spätgotischen Idiom des Bildes aufgenommen werden. Die Landschaft wurde zur Grundlage der Bildfläche, ja sogar zur Bildfläche selbst. Dadurch hat die europäische Malerei den ersten wichtigen Schritt nach Giotto gemacht; die Bedeutung der Landschaft im Aufbau der Bildfläche wurde mit jener des Architekturinterieurs gleichgesetzt. Von nun ab war sie imstande, den Maßstab für die Anordnung der figuralen Komposition zu liefern und den benötigten Bildrhythmus herzustellen.

Die Landschaft wurde in den bekannten Villacher Werken nie mehr auf demselben Niveau wiederholt wie in der Georgslegende in Mariapfarr. Das in Millstatt erreichte Verhältnis zwischen der Figuralik und den Landschaftsformen blieb maßgebend in jenen Themen, die die Landschaft als eine ikonographisch bedingte Ergänzung der Szenerie benötigte: die hl. Drei Könige in St. Gandolf,

Feistritz a.d.Drau und Heiligengeist, der Drachenkampf des hl.Georg in St.Gandolf. Eine gewissermaßen betonte Darstellung der Landschaft trifft man noch in einigen Szenen in St.Gandolf (Anbetung des Christkindes durch Maria, Flucht nach Ägypten) und Feistritz a.d.Drau (Begegnung an der Goldenen Pforte, Anbetung des Christkindes durch Maria). Indes läßt sich vom Architekturinterieur sagen, daß es in den erwähnten Werken so gut wie unbekannt ist. Es besteht manch eine Szene, die nicht anders als in einem Innenraum darzustellen wäre: einzelne Passionsstationen in St.Gandolf und in Feistritz a.d.Drau (z.B. Geißelung oder Dornenkrönung) oder Geschehnisse aus dem Leben Mariä in Feistritz a.D.Drau (Joachimsaltaropfer, Beschneidung Christi). Den literarischen Vorlagen nach spielen sich die Zurückweisung des Opfers Joachims sowie die Beschneidung Christi im Tempel ab, der als ein wichtiges Inhaltselement beider Szenen vorkommt und als ein symbolischer Rahmen prinzipiell immer bei der Weidergabe dieser zwei Szenen auftreten müßte. (Die dritte herkömmliche Szene dieser Art ist die Darbringung im Tempel). Die Muster, die in dieser Richtung u.a. durch Giotto und Ambrogio Lorenzetti (1342) geliefert worden waren, konnten beinahe von keinem europäischen Maler des 14. und 15.Jahrhunderts umgangen werden. In Feistritz aber verlaufen die beiden Szenen im Freien, nur im Opfer Joachims konnte der Maler es nicht vermeiden, hinter die Figurengruppe einen symbolisch gemeinten Bau aufzusetzen, nämlich, auf ähnliche Weise wie die Goldene Pforte in der Begegnung Joachims mit Anna. Der Maler war sich der symbolischen Bedeutung des Tempels wohl bewußt, denn er bildete ihn als einen Rundbau ab und stattete ihn mit einem dreieckigen Fronton aus, mit einem antiken Bauelement nämlich, das nach mittelalterlicher Vorstellung als eine Sinnbildform der antiken Welt vor der Ankunft Christi in die Welt, bzw. des Alten Bundes, verstanden wurde.

Abwesenheit des Architekturinterieurs in älteren Villacher Werken verrät, daß dasselbe Phänomen in Mariapfarr und Millstatt nicht als etwas Absonderliches oder Zufälliges zu nehmen ist,

sondern als eine charakteristische Eigenheit der älteren Villacher Werkstätte, die beim Beurteilen ihrer stilistischen Ausgangspunkte von großer Bedeutung ist. Warum die Villacher Maler so konsequent vermieden, den Innenraum darzustellen, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es steht allerdings fest, daß die Abbildung der Architektur und des architektonischen Raumes schwer mit dem streng und konsequent genommenen Prinzip des kontinuierlichen Ablaufes der Szenen, das nach wie vor ein Leitmotiv der älteren Villacher Werkstätte bleibt, zu verbinden ist. Die Einbeziehung der in die Raumschicht der Figuren greifenden Architektur würde nämlich folgeschwer das rhythmische Kontinuum aufbrechen, das in diesem Aufbauprinzip von den in dieselbe Raumschicht gedrängten Figuren mit linear bewegten Flächen geschaffen wird. Das kann man am besten in der St.Gandolfer Passion beobachten, wo der Maler sich in Andeutung der Umgebung nur auf das Notwendigste beschränkt (die Felsen beim Ölberg, der Thron des Pilatus) und in der zweiten Hälfte des Zyklus diesem Bildwert zuliebe sogar auf jegliche Raumbestimmung verzichtet und die agierenden Figuren vor einem neutralen Hintergrund dargestellt hat.

Wir dürfen uns fragen, woher Friedrich und seine Mitarbeiter eine solche Orientierung bei der Beachtung bzw. Ablehnung der einen oder anderen Möglichkeit in Auffassung und Aufbau der Szenerie haben. In Kärnten selbst finden wir dafür keinen Anhaltspunkt. In erster Linie vermissen wir hier die kontinuierliche Wiedergabe der Zyklen. Die friulanische und übrige italienisierende Malerei Kärntens aus dem 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts geht von den Idiom des Bildes aus, wie es vom frühen italienischen Trecento dargestellt wurde. Zu einer starken Umrahmung der Bildfläche mit cosmatischen und Blattornamentik gesellt sich eine aktive Rolle der Architektur, sei es als Außen- oder als Innenraum. Eine bewußt konzipierte Landschaft begegnet uns um 1380-1390 im Fresko der Bekehrung des Paulus in Gurk: der aus mehreren Reitern zusammengesetzte Zug mit dem stürzenden Saulus in der Mitte wird vor einer leicht bewegten, mit Bäumen

bewachsenen Landschaftskulisse dargestellt, die bestimmte lombardisch bearbeitete trecenteske Muster nicht leugnen kann. Man wird dem Werk jedoch nicht gerecht, wenn man in dieser Landschaft nur einen flächenhaften Rest des klassischen italienischen Trecento sehen würde, denn ihre Bäume mit sorgfältig aufgezeichneten Blättern verraten schon die der internationalen Gotik eigene Freude an den Details der Natur. Außerdem beschränken sie sich nicht symbolisch auf etwa zwei oder drei Exemplare, sondern umfassen die ganze Landschaftssilhouette und dadurch tragen sie schon wesentlich zu einer bestimmteren Vorstellung von der Landschaft bei. Die Bekehrung des Paulus in Gurk kündigt mit der Ausführung der Landschaft und der in gewisser Hinsicht schon ritterlich gekennzeichneten Reitergruppe die späteren kärntnerischen Züge der hl. Drei König an, von denen ihm nach der Dichotomie der Figuren und der Landschaft besonders jene in Zweinitz nahesteht. Es ist dennoch auffallend, daß in diesem, schon in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts entstandenen Werk die alte Auffassung der Landschaft als einer besonderen, vom eigentlichen Schauplatz der Figuren getrennten Kulisse weiter lebt; diese und andere, in der Linie Gurk - Zweinitz geschaffene Arbeiten haben mit der Landschaft Friedrichs tatsächlich nichts zu tun.

Zu einem negativen Ergebnis kommt man auch, wenn man sich mit der angeschnittenen Problematik jenen Regionen zu wendet, die traditionell als Einflußbereiche für Friedrich und seine Werkstatt in Betracht kommen. Hier bieten uns weder die böhmische noch die Südtiroler Malerei überzeugende Parallelen. Die böhmische Malerei der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hat sich unter Beibehaltung des italienischen trecentesken Idioms des Bildes auf die massive Ausführung der Figuren und die porträt-hafte Modellierung der Gesichtstypen konzentriert. Durch Berührung mit direkten italienischen Vorlagen hat sie einen ausdrücklichen Sinn für die architektonische Wiedergabe der Szenerie gewonnen; der starke architektonische Rahmen der berühmten Madonna aus Glatz (um 1350) oder einzelner Miniaturen aus der be-

kannten Handschrift Laus Mariae aus Prag (vor 1364), wohl aus dem toskanischen oder norditalienischen Trecento ausgeliehenes Bildelement, wurde zum äußerlichen Kennzeichen der typisch böhmischen Anordnung und Ausfüllung der Bildfläche.

Ein ähnliches Bild zeigt auch die Südtiroler Malerei, obwohl sie hauptsächlich Beispiele in demselben Medium, der Wandmalerei, bietet. Südtiroler Maler, die unter starker Abhängigkeit von der italienischen Kunst ausgebildet waren, haben sich die Architektur als ein wichtiges und selbstverständliches Bildelement problemlos zu eigen gemacht. In dieser Hinsicht besteht zwischen den frühesten, noch völlig italienischen Werken, wie z.B. den Fresken im Schiff der Johanneskirche im Dorfe zu Bozen, aus dem dritten Viertel des 14. Jahrhunderts (die Datierung ist noch umstritten), und den Fresken des Johannes von Bruneck und seiner Nachfolger im Kreuzgang des Brixener Domes, keine Zäsur. Das Ergebnis dieser Bewahrung der italienischen Gepflogenheit steht ganz im Gegensatz zu dem, was die Friedrichsche Werkstatt zu zeigen vermag. Die Rolle der Architektur und des architektonischen Rahmens im Werk des Johannes von Bruneck, sowohl in den ihm zugeschriebenen Arkaden des Brixener Kreuzganges wie auch in der Spitalkirche zu Sterzing, ist soweit hervorgehoben, daß sie durch ihr Gewicht und ihre Betonung schon den bildlichen Ausdruck der Figuralik bedroht; von der der Villacher Werkstatt eigenen Kontinuierung der Szenen ist schon gar keine Spur. In einigen Stellen, wie an der ganzen Altarwand in Sterzing, scheint es, als ob der Figuralik nur noch die Aufgabe zukäme, die Felder auszufüllen, die von der Architektur leer gelassen worden sind. Man trifft in der Südtiroler Malerei natürlich auch Werke in der Richtung des internationalen gotischen Stils, die mit einer bunten und anziehenden Darstellung der Landschaft überraschen, z.B. die bekannten hl. Drei Könige in der vierzehnten oder der Ölberg in der achten Arkade des Brixener Kreuzganges. Die Auffassung der Landschaft bleibt jedoch auch hier auf einer älteren Stufe, ohne kompositionell die ganze Bildfläche zu umfassen.

Bei der Bestimmung der Anregungen, die zu der Ausbildung der Landschaftstapete der Georgslegende in Mariapfarr geholfen haben, bleibt uns also nur die Möglichkeit, uns zu jenem Kreis der westeuropäischen Malerei hinzuwenden, der in der Pflege der Natur und ihrer Kleinformen die wichtigste Aufgabe des bildlichen Schaffens gefunden hat. Die geographisch nächste und greifbarste Verwirklichung der Landschaft als einer Grundlage des Abbildens bieten uns die zwischen 1404 und 1407 entstandenen Monatsbilder im Adlerturm zu Trient. Das ist ein europäisch bedeutsames Hauptwerk des internationalen gotischen Stils, ein hervorragendes Konglutinat aus verschiedenen ausschlaggebenden stilistischen Richtungen der Zeit. Hinter ihm stecken einige Jahrzehnte Bestrebungen lombardischer Illuminatoren, verbunden mit der veronesischen bzw. paduanischen Malerei zwischen Stefano da Zebio und Pisanello und beeinflusst durch die Kunst der französischen bzw. Pariser Buchilluminiierung. Im Adlerturm in Trient begegnet uns das einzige bekannte Beispiel einer großzügigen Darstellung der Monate, eines Themas, das damals eher zum Bereich der Buchmalerei als an die Wand gehörte. O.Pächt hat für ihren Urheber überzeugend die Abhängigkeit von den ikonographischen Mustern bewiesen, die von lombardischen Miniaturen ähnlicher moralisch orientierter weltlicher Thematik geliefert wurden, während N.Rasmò ihn mit einem urkundlich bezeugten Hofmaler des damaligen Trienter Bischofs Georg von Liechtenstein namens Wenzeslaus identifiziert hat. Die Bemerkung Rasmos, daß in seinen Zügen die Hand eines Miniaturisten zu spüren ist, berührt den wahren Kern des Problems; aus dieser Behauptung entspringt der ganze stilistische Komplex der Trienter Monatsbilder, von jenen ikonographischen und figuralkompositionellen Lösungen an, die sie den lombardischen Vorlagen verdanken, über das phantasievolle Zusammenleben bunter Landschaftsformen und dargestellter Figuren, bis zum lebendig skizzenhaften, im Kern unitalienischen, hingegen aber französischen Rhythmus ihrer Standmotive und Gebärden. Dies ist nun einmal auch ein Merkmal der Pariser Buchmalerei aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, besonders jener Werkstätte, die vom sogenannten Meister der Marienkrönung bzw.

"Meister von 1402" geleitet wurde, was nur die Problematik auf die notorischen Fragen nach dem Geben und Nehmen zwischen Norditalien, Burgund und Paris ausdehnt, auf die Fragen, auf die eine definitive Antwort noch nicht bekannt ist und wahrscheinlich auch nie bekannt sein wird.

Meister Friedrich, wie er sich durch die Georgslegende in Maria-pfarr offenbart, mußte die Trienter Monatsbilder gekannt haben oder wenigstens mit den Anregungen und Vorlagen vertraut gewesen sein, die da verwirklicht worden waren. Außer den stilistischen Eigenschaften der Legende, die in den einführenden Absätzen geklärt wurden, erregt unsere Aufmerksamkeit besonders die miniaturistische Natur des Pinsels Friedrichs: seine Darstellungsweise ist eine flüchtige, skizzenhafte, ohne scharfe Konturen. Beugungen der Körper, Gesten und Standmotive der Figuren machen den Eindruck der Lebendigkeit und Unruhe, die sich effektiv dem Rhythmus eingliedern, der von den schräg aufgestellten Felsen geschaffen wird. Das Skizzenhafte herrscht auch in der Modellierung der Gesichter: der Maler begnügt sich mit einigen hastigen Zügen, ohne dabei ihre Physiognomien zu verfehlen oder sie abzurunden. All das läßt sich als einen fernen Nachklang der Pariser Buchmalerei erklären. Daß der Weg von Paris her nur über derartige norditalienische Werke, wie die Monatsbilder in Trient, geführt haben sollte, wäre natürlich eine voreilige Behauptung. Jedenfalls zeigt die Mariapfarrer Georgslegende im Vergleich mit diesen Bildern beträchtliche Divergenzen, die nicht nur auf den erheblichen Vermögensunterschied beider Maler zurückzuführen sind. Bei Friedrich vermissen wir vor allem jene modische Gestalten, die vom Trienter Maler in der aktuellen Richtung des internationalen gotischen Stils konzipiert worden sind, wenngleich die Georgslegende an sich nicht gerade geeignet war, die modische Eleganz der Figuren voll zu entwickeln. Der Typus der Landschaft hebt sich von jenem in Trient dadurch ab, daß sie weniger rohe Felsengebilde einschließt, daß sie im allgemeinen weniger "italienisch" ist; die typischen flachen, in der Mitte gespaltenen und bloß auf



den Erdboden oder inmitten des Gewächses aufgestellten Felsen in Mariapfarr, die auch in Millstatt (Ölberg), in der Pietà in Tamsweg und in St.Gandlof (beim alten König im Dreikönigszug, Ölberg) zu finden sind, sind in der lombardischen Malerei tatsächlich so gut wie unbekannt, erscheinen aber wieder im Werk des Pariser Meisters der Marienkrönung.

Ihren Detailformen nach ist die Friedrichsche Landschaft wirklich schon weit von den üblichen trecentesken Modellen mit spaltenreichen felsigen Bodenschwellen entfernt, wie sie von manchen europäischen Malern noch weit ins 15.Jahrhundert hinein gepflegt wurden. In der Ausbildung seiner Landschaft haben neben den grasigen, mit Blumen bestreuten Strichen der internationalen und speziell veronesischen Gotik durch gewissen Vermittlung auch die phantasievollen Muster der Pariser Buchmalerei teilgenommen, die schon in Millstatt in massiven Felsmassen entsprechenden Nachklang gefunden und später insbesondere im Zug der hl.Drei Könige in St.Gandolf sich zu einer bewegten Landschaftssilhouette mit hohen Erdformen und steilen Bergen entwickelt haben; der herrschende braune Ton dieser Landschaftsgebilde ist jedenfalls jenes Moment, das der bildlichen Auffassung der Landschaft in diesem Kreis der westeuropäischen Malerei am nächsten steht. Wie erwähnt, ist es in den späteren Villacher Werken nie mehr zu einer Landschaft in so komplexer Geltung wie in Mariapfarr gekommen. In St.Gandolf sieht man allerdings, daß ihre einzelnen Momente einen selbstständigen Bildwert gewonnen und mit ihrem Gewicht und ihrer Anordnung und nicht zuletzt mit erzählerischen Ergänzungen (z.B. See mit einem Schwan) mit den Figuren zu wetteifern begonnen haben. Als eine solche erzählerische Ergänzung kommt hier auch eine reizende und im behandelten Material einzigartige Idee vor, die Darstellung der untergehenden Sonne. Man kann sich schwer gegen den Gedanken wehren, es handle sich hier um eine direkte Übertragung der Errungenschaften französischer Buchmalerei aus der Zeit um 1400 und des beginnenden 15.Jahrhunderts; in dieser Hinsicht sind besonders vielsagend einzelne Miniaturen aus dem bedeutenden Stundenbuch des Marschall

Boucicaut aus der Nationalbibliothek zu Paris.

Im Rahmen der Komponenten, die die Kunst Friedrichs mit der Miniaturmalerei verbinden, müssen wir noch einmal zu dem bildlichen Ablauf der Georgslegende in Mariapfarr zurückkehren. Die kontinuierliche Wiedergabe der Bildgeschichte mit nicht voneinander getrennten Szenen ist für die älteren Villacher Werke durchaus charakteristisch. Hier spiegelt sich die Vernachlässigung des klassischen Idioms des Bildes, wie es insbesondere von der europäischen Tafelmalerei nach Giotto gepflegt wurde, wieder. Fließendes Ablaufen des Bildstoffes entlang der Wand passt sich den räumlichen Dispositionen der Innenarchitektur an und kann als ein Kompositionsverfahren bewertet werden, das seinem bildlichen Sinn nach besser in der Wandmalerei als in der Tafelmalerei verwirklicht werden konnte. In Wahrheit geht es um ein uraltes Phänomen mit den Wurzeln in der byzantinischen Malerei, das erst im Laufe des 14. Jahrhunderts allmählich abgelöst wurde, aber nicht endgültig; es scheint, als ob es in der internationalen Gotik, wie manch anderes archaisches bzw. aus Byzanz stammendes Charakteristikum, wieder an Geltung gewonnen hat. Noch einen Schritt weiter geht die Georgslegende in Mariapfarr: hier entfaltet sich die Geschichte nicht nur in einer horizontalen Linie, sondern in allen Richtungen, die von der Bildfläche ermöglicht sind, und rückt dadurch noch mehr vom klassischen Bildstandard ab. Die Monatsbilder im Trienter Adlerturm deuten durch ihre emporgezogene Landschaft und freie Anordnung der Figurengruppen an, wo man die Herkunft eines solchen Typus der Bildvorstellung suchen könnte, können jedoch angesichts ihrer inhaltlichen Lockerheit nicht die endgültige Antwort darauf geben. Man muß sich wieder zu der Hauptquelle der stilistischen Strömungen der Zeit wenden, zu der Pariser Buchmalerei aus der Zeit nach 1400, mit Beispielen wie die bekannten Handschriften *Fleurs des histoires de la Terre d'Orient* (Paris, Nationalbibliothek, ms. fr. 12201), *Les antiquités judaïques* (ebenda, ms. fr. 247), oder das spätere Bedfordsche *Salisbury-Brevier* (ebenda, ms. lat. 17294). Man kann schwer sagen, daß Friedrich hier in konkreten Formeln

von diesem bildlichen Repertoire abhängig wäre (seine Formeln sind, wie schon behauptet, von etwas älterem Typus). Die Mariapfarrer Georgslegende als Ganzes macht allerdings den Eindruck eines vergrößerten Miniaturbildes; ihre bildliche Grundvorstellung konnte nur durch Anregungen aus der international bedeutenden Miniaturmalerei hervorgehen.

Die Beziehungen, die Friedrich mit den westlichen stilistischen Strömungen der Zeit unterhielt, können durch noch ein in seinem Werk durchgesetztes Kompositionsverfahren beleuchtet werden: die Anwendung der Raumschichten. Auch hier hat man es letzten Endes mit einem vorperspektivischen, aus Byzanz herrührenden Prinzip der räumlichen Gestaltung der Landschaft zu tun, das nach mehr als einem Jahrhundert sporadischer Erscheinung in Italien in der internationalen Gotik wiederbelebt worden war. Das Wesentliche in diesem Prinzip ist eigentlich das, wodurch die Rolle der Landschaft im Werk Friedrichs bedingt wird: den Schauplatz der Figuren in die Landschaft einzuweben und ihre Distanz vom unteren Rand des Bildes mittels der Landschaftsgebilde zu bestimmen. Im konkreten Fall wird dies anschaulich an den Figuren, die hinter Felsen, Erdhaufen und ähnlichen Landschaftsformen agieren. Die Georgslegende in Mariapfarr ist reich an solchen Formen. Sie zeigen sich an den Figuren, die von Erdhaufen oder Felsen gedeckt sind; teilweise gedeckte oder "versteckte" Figuren sind hier das äußere Kennzeichen dieses Kompositionellen Prinzips, das in der Villacher Werkstätte auch später, ja sogar noch in der Arbeit des Thomas, nicht seine "illusionistische" Kraft verloren hat. Die Kreuztragung in Millstatt enthüllt noch ein verwandtes Resultat dieses Prinzips: rechts vor der Gruppe ist ein dreieckiger Felsblock aufgesetzt, durch den das rechte Bein des Christus z.T. verdeckt ist. Es handelt sich um einen räumlichen "repoussoir", um ein bestimmtes szenisches Element, das seinen Ursprung wiederum in der Pariser Buchmalerei der Jahrhundertwende hat.

Zu der Zeit, als die Fresken in Mariapfarr und Millstatt ent-

standen sind, bedeutet die Anwendung der "versteckten" Formen und räumlichen "Repoussoirs" im allgemeinen keine so ausgesprochene Neuheit mehr. Auch weist sie auf keine bestimmte Richtung hin, woher sie Friedrich erreichen könnten, wenngleich hier Frankreich durch Musterbücher oder Norditalien durch unmittelbare Vorbilder eher in Frage kämen als Mitteleuropa. Dennoch waren solche Formen in Kärnten gewissermaßen neu; zumal in diesem geographischen Rahmen erwarb sich der Villacher Meister das Verdienst, um die besondere künstlerische Einstellung zu der Landschaft und den damit verbundenen, noch immer aktuellen szenischen Momenten durchzusetzen, die in einem beträchtlichen Teil Europas die in Zentralitalien und in den Niederlanden entstehende perspektivische Behandlung der Landschaftlichen Umwelt vorübergehend ersetzt hatten.

Univ.Doiz.Dr.Janez Höfler, Laibach